



DAS  
KURZE LEBEN  
MEINES PATENONKELS  
HUGO FLEMMING  
1889-1925



VON  
ALEXANDER KERN  
1983



Durch Fußnoten, Anhänge und zusätzliche  
Abbildungen ergänzt von Andreas Kern 2014

## Lebensstationen von Hugo Flemming

		Seite
1. Kirchdorf Colenfeld Kr. Wunstorf	6. Januar 1889–91	<b>3</b>
2. Detmold/Lippe, Lagesche Str. 55	1892–1907	<b>6</b>
3. Berlin		
Kaserne	1908	<b>12</b>
Pépinière	1909–1913	
Charité	1914	
4. Weltkrieg in Frankreich	1914–1918	<b>16</b>
Unterfeldarzt	1914	
Assistenzarzt	1915–16	<b>28</b>
Oberarzt	1916	
Stabsarzt	1917–1920	
5. Uschlag bei Kassel, Zivilpraxis	1920–21	<b>52</b>
6. Itzehoe/Holstein, Hom. Praxis	1922–25	<b>55</b>

7. Gestorben in der Rhön, bei dem Dorfe Hausen am	3. 9. 1925	<b>78</b>
aufgefunden am	23. 5. 1926	
beerdigt in Itzehoe am	2. Juli 1926	

8. Ausklang		<b>103</b>
-------------	--	------------

<b>Nachwort:</b> Eine Fahrt in die Vergangenheit		<b>108</b>
--	--	------------

### Anhang

I. Hugo Flemmings Gedichte, gesammelt von Mimmi Lundén		<b>118</b>
II. Weitere Texte von Hugo Flemming		<b>126</b>
III. Bücher aus Hugo Flemmings Bibliothek		<b>136</b>
IV. Ergänzung zum Kapitel „Ausklang“		<b>137</b>
V. Thusnelda 69 – Ein dramatisches Essay über die Externsteine		<b>140</b>
VI. Brief von Elisabeth Schedukat an Alexander Kern		<b>154</b>

## 1. Colenfeld

Hugo Flemming wurde als viertes Kind des Pastors Hugo Flemming in dem Kirchdorf Colenfeld, Kreis Wunstorf, geboren am 6. Januar 1889. Sein Vater starb schon sehr früh, 37 Jahre alt, am 20. Juni 1891 an Typhus<sup>1</sup>.

Der kleine Hugo war damals 2 1/2 Jahre alt.

Als seine Mutter, die Witwe Elisabeth Flemming, geb. Lohmeyer, das Pastorat in Colenfeld – nach einem „Gnadenjahr“ – verlassen mußte, zog sie mit ihren vier kleinen Kindern Marie, geb. 1885, Paul, geb. 1886, Karl, geb. 1887, und Hugo nach



Detmold, in die Lagesche Str. 55 zu ihrer Mutter Georgi Lohmeyer, geb. Wippermann, deren Mann, der Domänenpächter August Lohmeyer, schon 1871 in Falkenhagen gestorben war.

Hugos Mutter war von 1880–83 im Lehrerinnen-Seminar im Schloß Wolfenbüttel ausgebildet worden. Da sie (ab 1892) für sich und ihre 4 Kinder eine Pfarrwitwenpension von nur 300.– RM (!) im Jahr erhielt (da noch 2

andere Pastorenwitwen von der Kirchengemeinde „vorrangig“ versorgt werden mußten), ging sie in Detmold wieder in den Schuldienst. Ihren Haushalt und die Kinder versorgte das von Colenfeld mitgenommene Hausmädchen Marie Stünkel.

---

<sup>1</sup> Hugo senior überstand seine Typhuserkrankung, starb dann aber an den Komplikationen einer Rückenverletzung, die er sich während einer Erholungsreise nach Juist zuzog (s. S. 107)



**Hugo Flemming senior**

In ihren Erinnerungen an die Zeit in Colenfeld schreibt Großmutter Flemming im Hinblick auf ihr jüngstes Kind, Hugo, über die Monate nach dem Tode ihres Mannes (1891–92):

Hugo ist ein liebes, reizendes Kind, nicht so bequem wie Karl; er ist der ganze Verzug seiner „großen“ Schwester Marie.

Am besten trösten kann der kleine Hugo: „Mütterchen, hast Du nun keinen Papa mehr?“ Auf dem Friedhof neben der Kirche trocknete er mir die Tränen mit seinem schmutzigen Taschentuch ab und sagte: „Sei nicht traurig,

Mutter, ich gehe nach Onkel Scheibe (dem Stadtboten), der soll Dich von Hannover einen neuen Papa mitbringen.“

In der Abenddämmerung ging ich immer zum Friedhof, meistens mit dem kleinen Hugo. Eines Abends kam Mariechen im Dunkeln und wollte mich abholen: „Ich



**Flemmings 1893 (von links): Karl, Mutter Elisabeth, Hugo, Marie, Paul**

dachte wohl, daß Du hier so allein ganz wärst und wolltest Dich holen.“ Beim Fotografen sollte Hugo ein freundliches Gesicht machen; da fing er an zu singen: „Breit aus die Flügel beide“, das scheint sein liebstes Lied zu sein. Neulich abends hatten wir es auch gesungen; nachher blieb Hugo ganz still auf seinem Platz sitzen und wartete: „– – denn jetzt“, sagte er, „müssen erst die Engel singen.“

Hugo: „Mutter, haben wir heute Vollmond oder Leermond?“ Oft, wenn wir Bekannten begegneten, fragte mich Hugo: „Mutter, sind die reicher als wir?“

(Er hatte mit seinen 2 1/2 Jahren schon verstanden, daß seine Mutter künftig in sehr knappen Verhältnissen leben mußte, bei der winzigen Witwenpension.)



Dazu paßt auch folgender Ausspruch des kleinen Hugo:

Es ist ein Brief gekommen an Frau Pastorin Lohmeyer.

Da es ungewiß ist, ob dieser Brief an mich oder an meine Mutter gerichtet ist, sagt plötzlich der kleine Hugo: „Hoffentlich ist er an Großmutter, denn es ist ja eine Rechnung drin!“ [Drei Jahre!]

Hier ist ein Gedicht zu Mutters Geburtstag von Hugo: „Liebe Mutter, morgen will ich Dir machen keine Sorgen!“ (Es war klug von ihm, sich nur für einen Tag festzulegen!)

Eines Tages sagt Hugo: „Die Adern wachsen doch im Menschen wie ein Baum!“ — — —

Hier enden die kleinen Notizen seiner Mutter über Hugo im Alter von ca. 3 Jahren in Colenfeld. Die

drei letzten „Kindersprüche“ entbehren nicht einer gewissen, für seine Jugend bemerkenswerten Logik.



Pastorat in Kolenfeld (heutige Schreibung; 2014)

## 2. Detmold

Nach dem Bericht seiner Mutter war Hugo von den vier Geschwistern das begabteste Kind. Im Gegensatz z. B. zu seinem Bruder Paul lernte Hugo spielend leicht. „Er brauchte ein Gedicht nur ein, zweimal durchzulesen, dann konnte er es schon auswendig hersagen.“ (So wörtlich aus seiner Detmolder Schulzeit.)

Das Leben in der kleinen Residenz-Stadt der Fürsten von Lippe war um die Jahrhundertwende noch ganz patriarchalisch: es herrschte ein strenges Standesbewußtsein. Die Bevölkerung gliederte sich auf (nach Ansicht des Adels und der Honoratioren) in solche Bürger, die „bei Hofe zugelassen“ waren oder nicht. Es gab ein Schloß mit Burggraben aus dem 16. Jahrhundert, einen Schloßpark, Stadtkirche, ein kleines Theater, Hofbeamte and sogar eigenes Militär. –



Die Lagesche Straße, in der meine Großmutter, Frau Pastor Flemming, bei ihrer Mutter wohnte, mit den vier Kindern und dem Hausmädchen, war noch recht ländlich. Die Geschwister spielten and tobten im Garten und in den Nachbargärten mit ihren Freunden, ganz ungestört auch auf der Straße, die kaum Fahrverkehr hatte. –

Während die Mutter ihrem Lehrerberuf nachging (Deutsch, Geschichte und Geografie), kochte die Haushaltshilfe und hielt die Wohnung in Ordnung. Dabei half ihr – nach Vermögen – das älteste der Kinder, Mariechen. Jeden Abend ließ Mariechen ihre Stimme über die Lagesche Str. erschallen: „Paul, Karl, HUUUGO! Abendbrot!“ Und dann kamen

die Brüder aus Nachbars Garten, glücklich, schmutzig, hungrig und müde vom Spielen mit den Nachbarkindern ins Haus gestürmt. – Die Kinder gingen erst in die Elementar-Schule, später ging Mariechen in die höhere Tochterschule und die drei

Brüder auf das Gymnasium der Stadt, das „Leopoldinum“ in der Horner Straße.

Sonntags war die Mutter frei; da ging es hinaus in die Umgebung, in den wunderschönen Teutoburger Wald: Hermannsdenkmal, Hiddesen, Donoper Teich, Berlebecker Quellen, Falkenberg, Holzhausen, Bärenstein, Externsteine, Silbermühle, Horn. Und nach Norden in die Jerxer Heide bis nach Lemgo. Alle diese schönen Orte wurden von der Mutter und den Kindern erwandert. Man war dann den ganzen Sonntag unterwegs und nahm ein bescheidenes Mittagbrot mit, das, je nach der Jahreszeit, ergänzt wurde durch selbstgesuchte Beeren und Nüsse. So lernten die Kinder die schöne Heimat gründlich kennen. In Gastwirtschaften – dort reichlich vorhanden – kehrte man grundsätzlich nicht ein, denn das war



**1896: Karl, Marie, Paul, Hugo**



**1901: Hugo, Elisabeth, Karl, Paul**

viel zu teuer! Die Kinder meiner Großmutter Flemming – die Onkel Paul, Karl, Hugo und meine Mutter Marie – sie alle schwärmten noch als Erwachsene von den Schönheiten ihrer Lippischen Heimat, vom Teutoburger Wald. Oft habe ich gedacht – nach solchen Erzählungen: Wie schwer mag es meiner Mutter damals, 1907, gefallen sein, daß sie die Waldhügel ihrer Detmolder Heimat mit den endlosen flachen Marschwiesen Schleswig-Holsteins vertauschen mußte, als mein Vater an das Gymnasium in Itzehoe als Oberlehrer für neue Sprachen versetzt wurde. –

Ein ganz lebhaftes Bild für diese schöne Jugendzeit Onkel Hugos gibt ein Gedicht seines Bruders Karl, der einen Himmelfahrts-Ausflug der Familie aus diesen Jahren schildert. (Es stand in der Hochzeitszeitung seines Bruders Paul, der am 16.



Januar 1922 in Haynau/Schles. Charlotte Dollmeier heiratete).  
Dieses Gedicht mag für viele derartige Sonntagsausflüge der Zeit  
um 1900 stehen:

### **Der heilige Geist im Teutoburger Walde**

Das heilige Fest der Himmelfahrt war nah  
Hell stand die Welt im Schmuck der Bäume da –

Geschäftig rüstet Jung und Alt sich auf den Tag  
Den keiner gern daheim vertrauern mag.  
Familie Flemming macht sich auf die Strümpf!  
Die Mutter und die Kinder, alle fünf.  
Ein jeder trägt ein Körbchen, ein Paket  
Zum Lagern bei dem Picknick fehlt auch nicht  
das Plaid.

So wandern sie vergnügt dem Walde zu,  
An diesem Feste haben alle Sorgen Ruh'.  
Die Schularbeit und was sich sonst gehört,  
ist vorher abgemacht, die Freude ungestört.  
Nur eines drückt noch etwas aufs Gemüt,  
Paul ist mit Gesangbuchversen noch nicht quitt,  
Sechs Verse von „O Heiliger Geist“ – o Pein  
Die sollen bis zum nächsten Tag gelernet sein.  
Die ersten drei, sie machen ihm nicht heiß,  
Die hat er früher schon gelernt mit Fleiß.



Berlebeck

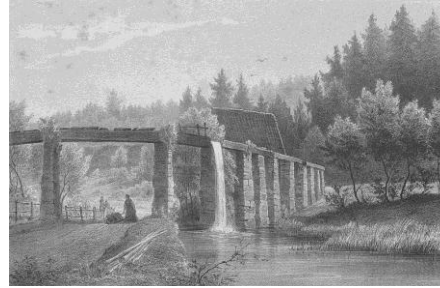
Doch die drei neuen, wenn die doch nicht wären  
Die könnten ihm das ganze Fest zerstören.  
Auswendiglernen macht ihm kein Behagen  
Und nun erst Liederverse liegen ihm im Magen.  
Sie in der Kirche singen ist Genuß,  
Wenn man sie nur nicht memorieren muß.

Inzwischen rückt auf ihrer Himmelsbahn  
Die liebe Sonne zum Zenit heran.  
Es grüßt die fünf, bekannt von vielen Touren,  
Das Ochsental mit seinen Wildschweinspuren.  
Hier wird ein Plätzchen, im Gebüsch versteckt  
Für das Familienpicknick ausgeheckt.  
„In einer Stunde“, spricht sodann die Mutter  
„Gibts Schweinekoteletts, Salat, auch Brot und Butter,  
Bis dahin spielt, was jedem lieb und gerne,  
Indessen ich mit Paul noch etwas lerne.“  
Sie nimmt den Paul beiseit und fragt ihn ab,  
Ob er die Verse schon begriffen hat.  
Der erste Vers macht keine Schwierigkeiten,  
Sie können gleich zum zweiten Verse schreiten,  
Hier stockt er schon, die Mutter hilft ihm fort,  
Jedoch schon wieder stockt er hier und dort,  
So werden nun die Verse allesamt  
Ihm in den armen Kopf hineingerammt,  
Und wenn der eine glücklich abgetan,



Kommt immer noch ein folgender daran,  
Und wenn der zweite Vers dann endlich sitzt,  
So ist der erste wiederum verschwitzt.  
So mühen Sohn und Mutter bis zu Tränen  
Sich um des heiligen Geistes Phänomenen.  
Erschöpft wie Sysiphus von solcher Qual  
Wird nunmehr abgebrochen. Es ist Zeit zum Mahl.  
Die leckren Speisen sonst so gern begehrt,  
Sie werden ohne viel Genuß verzehrt,  
Denn auch die dreie, die von fern vernommen,  
Weshalb der Heilige Geist herabgekommen  
Sie haben an der Qual der beiden  
An ihrem Teile mitzuleiden.

Nach diesem recht verdrießlichen Geschmause  
Folgt eine kurze Ruhepause.  
Doch jetzt auch läßt des Heiligen Geistes Frommen  
die doch der Ruh Bedürftigen nicht dazu kommen.  
Und so wird halber drei erneuert schon  
Die leid'ge Wiederholungslektion.  
Ein Vers wird nach dem andern drangenommen  
Mit lauter Stimme schallt es durch den Wald,  
Sogar die Reh und Hirsche haben es vernommen,  
Sodaß sie's selber stammeln konnten bald.



Silbermühle bei Detmold

Und wenn man glücklich bis ans End gekommen,  
Dann fängt's von vorne wieder an,  
Weil Paul es nicht behalten kann!  
Denn „Schau, baue“, „Rühre, führe“,  
Und „Fließe, gieße“, „Höre, lehre“

Das geht wie Kraut und Rüben im Topfe  
Ihm kreuz und quer in seinem Kopfe.  
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,  
Die Verse auf die Reih zu bringen,  
Und Strenge, Güte, Milde, Rage  
Erleiden klägliche Blamage  
Bei diesem Himmelfahrts Gesang.  
Und als die Sonne sinkt im Westen  
Und untertaucht in rotem Schein,  
Da hört man noch zum allerletzten:  
„O Heiliger Geist kehre bei uns ein“.

Betrüblich ist der karge Rest,  
Von diesem schönen Maienfest.  
Das Ochsental, so schön und ideal,  
Es ward durch diese Ochserie zur Qual  
Und wenn noch heute unser Fuß dort kreist  
So tönt's nur immerfort: „O Heiliger Geist!“

Die Schulzeit Hugo Flemmings ging im Jahre 1907 mit seinem Abitur am Leopoldinum zu Ende. In den Sommer dieses Jahres fiel auch die Hochzeit seiner Schwester Marie (meiner Mutter) mit dem Oberlehrer Dr. phil. Adolf Kern aus Lübben im Spreewald. Das Paar hatte sich kennen und lieben gelernt im Hause ihres Onkels, Dr. Karl Lohmeyer, Direktor an der deutschen Schule in Brüssel. –

Der Hochzeitstag wurde am 22. Mai 1907 zu einem großen Familienfest der Familien Lohmeyer-Flemming. Auf Betreiben des Kölner Fabrikanten Hermann Wilms, der eine



**Leopoldinum – heute die Stadtbücherei (Foto: Tsungam)**

der Glasveranda stehend, sieht man Hugo zusammen mit drei gleichaltrigen Mitschülern (u. a. Hermann Wilms jun. und W.

Schwester meiner Großmutter zur Frau hatte und der sehr begütert war, kamen in der Luther-Kirche in Detmold, in der Pastor Alexander Zeiß die Trauung vollzog, und anschließend in der „Ressource“, einem großen Gesellschaftshaus am Schloßgraben, an sechzig Gäste zusammen. Von dieser Hochzeitsgesellschaft gibt es eine fotografische Aufnahme. Man hatte auf der Verandatreppe im Garten die vielen Feiernden „stufenweise“ aufgebaut. Ganz oben in der letzten

Schnitger), Primaner wie er. Im dunklen „Bratenrock“, geblümter Weste und blütenweißer Halsbinde sieht man Hugo: erwartungsvoll und aufgeschlossen allem Schönen im Leben, das vor ihm liegt.



Detmold, 22. Mai 1907:

Hochzeit von Hugos Schwester  
Marie und Dr. Adolf Kern



### 3. Berlin

Nach seinem Abitur im Herbst 1907 mußte Hugo zunächst als „Einjähriger“ seine Ausbildungszeit beim Militär ableisten. 1908 entschloß er sich zum Studium der Medizin. Um seiner Mutter die – gewöhnlich – hohen Kosten eines freien Studiums zu ersparen, verpflichtete er sich zum Militärarzt-Studium an der Pépinière<sup>2</sup> in

---

<sup>2</sup> Pépinière (franz., Baum-, Pflanzschule), Unterrichtsanstalt in Berlin, in welcher junge Leute auf Kosten des Staats so weit in der Medizin ausgebildet wurden, daß sie als „Kompagniechirurgen“ in das Heer eintreten konnten, woselbst sie eine gewisse Anzahl von Jahren dienen mußten. Diese auf Anregung des Generalchirurgen Goercke (gest. 1822) 1795 begründete Anstalt wurde mehrfach erweitert, erhielt 1818 den Namen „Medizinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut“ und ward in der Folge mit der „Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär“ verbunden. Die Anstalt hat jetzt den Zweck, einen geeigneten Ersatz für das Sanitätsoffizierkorps heranzubilden; sie gewährt auf Staatskosten Unterricht in allen Zweigen der Heilkunde an der Universtät in Berlin, außerdem die speziell für den Militärdienst erforderliche Ausbildung (Kriegschirurgie, Instruktion über militärärztliche Verhältnisse, Rekrutierung, Simulation, Atteste, Reiten). Das Institut gewährt neben freier Wohnung eine monatl. Zulage von 30 Mark, die Akademie dagegen zahlt zur Beschaffung einer eigenen Wohnung jährlich 180 Mark. Nach vierjähriger Studienzeit werden die Studierenden als Unterärzte in die Armee oder im Charité-Krsh. mit den

Berlin. Der altertümliche Name dieses Institutes bedeutet im Französischen soviel wie „Pflanzschule“. Es wurde 1795 gegründet von dem General-Chirurgen Goercke<sup>3</sup> und diente dazu, dem preußischen Heere Nachwuchs an Sanitätsoffizieren

---

etatmäßigen Kompetenzen angestellt. Die Eleven der Akademie müssen ebenso lange, die des Instituts doppelt so lange, als sie der Anstalt angehörten, als Militärärzte dienen; doch wird ihnen das als Einjährig-Freiwillig abgeleistete Dienstjahr angerechnet.

Aufnahmebedingungen sind: Staatsangehörigkeit in den Staaten des Deutschen Reiches (außer Bayern), Nachweis der Abstammung aus legitimer Ehe, Alter nicht über 21 Jahre, Maturitätszeugnis eines deutschen Gymnasiums, Militärdiensttauglichkeit, Verpflichtung des Vaters oder Vormunds zu einem monatlichen Zuschuß von 30 Mark für die Eleven des Instituts, von 75 Mark für die Akademiker und von 320 Mark für die Prüfungen und die Equipirung als Freiwilliger. [Meyers Konversations-Lexikon, Leipzig 1877, Band XII] – *Diese Fußnote wurde von Christoph Kern während seiner Lektüre des Textes herausgesucht, abgeschrieben und eingelegt.*

<sup>3</sup> Goercke Johan, geb. 3. 5. 1750 Sorquitten (Ostpr.), gest. 30. Juni 1822 Sanssouci, preussischer Kompaniechirurg, 1792–95 Generalstabschirurgus im Rheinfeldzug, verbesserte das Feldlazarettwesen durch seine „fliegende Feldlazarette“, gründete 1795 die „Pepiniere“ und förderte das Studium der Medizin in Deutschland. [Aus Meyers Kleines Konversations-Lexikon in 7 Bänden, Leipzig und Wien 1910] – *Diese Fußnote wurde von Christoph Kern während seiner Lektüre des Textes herausgesucht, abgeschrieben und eingelegt.*



auszubilden. Dieses medizinisch-chirurgische „Friedrich-Wilhelm-Institut“<sup>4</sup> wurde später – um 1810 – der Berliner „Chirurgischen Akademie für das Militär“ angegliedert und die Studenten zu allen Zweigen der Heilkunde an der Berliner Universität zugelassen. Die Studienkosten und einen Teil der Wohnungsgelder trug der Staat.

Nach vierjährigem Studium und den Examina wurden die Absolventen an dem großen Krankenhaus „Charité“ in Berlin als Unterärzte angestellt. Die Zulassung zur Militärarzt-Akademie setzte Abitur und einjährigen Waffendienst voraus. Die Studierenden mußten sich verpflichten, ebenso lange dem

---

<sup>4</sup> Kaiser Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, 1795 auf Anregung des Generalstabsarztes Goercke als Pepinière in Berlin gegründet (jetzt Neubau), hieß 1818–95 „Medizinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut“, ist seit 2. 12. 1895 Kaiser-Wilhelm-Akademie und dient der Heranbildung von Sanitätsoffizieren für das preußische Heer und die Marine. Sie zählt (1907) 354 Studenten und untersteht einem Generalarzt als Subdirektor. [Aus Meyers Kleines Konversations-Lexikon in 7 Bänden, Leipzig und Wien 1910] – *Diese Fußnote wurde von Christoph Kern während seiner Lektüre des Textes herausgesucht, abgeschrieben und eingelegt.*



Staat als Militärarzt zu dienen, wie ihre Studienzeit gedauert hatte.

In Itzehoe habe ich in der Zeit 1927–1930 oft in den hinterlassenen Schriften und den vielen Büchern gelesen, die Onkel Hugo 1921 mit in unser Haus brachte. Es waren viele fröhliche Erinnerungen an seine Studienzeit in Berlin in den Jahren 1909 bis 1913 dabei. 1910 war HF einer schlagenden



Verbindung beigetreten, und nach diversen „Mensuren = Schläger-Fechten“ „schmückten“ später verschiedene Schmucknarben (sprich: Schmisse) sein Gesicht, vor allem sein Kinn, an dem sich mehrere „Tiefquarten“ zeigten.

Leider sind diese Studentenzeit-Erinnerungen und fast alle seine schönen Bücher in der Nachkriegszeit der englischen Besetzung (auch unseres Hauses in der Lessingstraße) verschwunden. – –

Einige Sätze aus einer von HF redigierten Studentenzeitung „BZ“ sind mir im Gedächtnis geblieben. Ein ausführliches Gedicht über

einen Ausflug „mit Mädchen“ an einen der schönen Seen in der Umgebung Berlins an einem Sommertag lautete zum Schluß:

– So ein Sommertag, so ein Sonnentag,  
ja, den vergessen wir nimmer,  
der bleibt uns ein Schatz für immer!

HF ging als Student viel ins Theater, in die Oper und in klassische Konzerte. An klassischer Musik bevorzugte er Beethoven, Schubert und auch Wagner. Ich erinnere mich noch an eine erstaunlich ausführliche Formanalyse der dritten Leonoren-Ouvertüre von Beethoven; daraus ist mir der Anfang und eine sehr bedeutsame Schlußwendung im Gedächtnis geblieben: a)



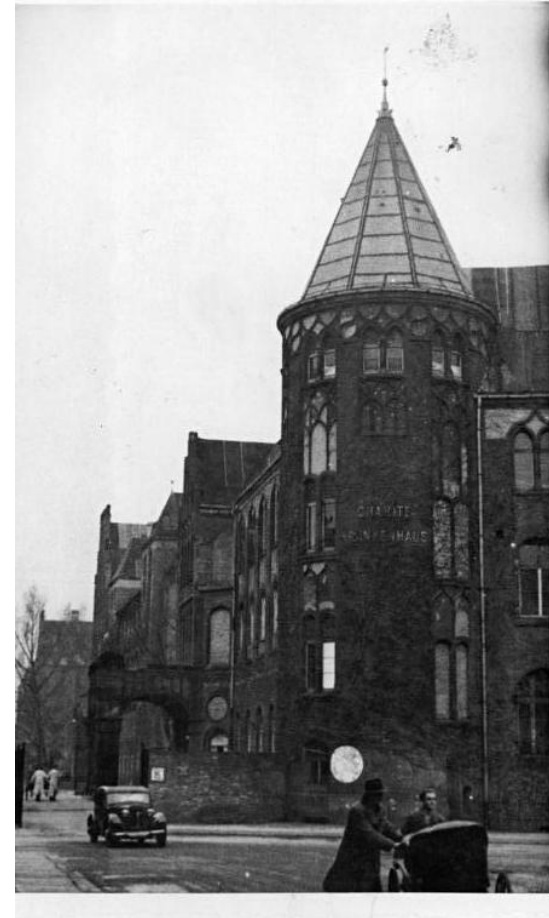
„Fuchs“ einer studentischen Verbindung

– zur dritten Leonoren-Ouvertüre von B. denke dir ein mäßig dahinschreitendes Metrum, kaum noch irdisch in der Leichtigkeit seiner Melodienbewegung – – –

und b)

– und nun der Schluß: wenn dieser symfonische Klang uns ganz erfüllt, wenn kein Wunsch mehr offen ist, dann lassen wir uns sanft über den Rasenabhang gleiten – – und schon hat uns der Abgrund verschlungen, das Nichts uns umhüllt. (ca.1912)

### 3.



Bundesarchiv, Bild 183-591033  
Foto: Funck, Heinz | 11. Januar 1950

Charité in Berlin

## 4. Weltkrieg

Nach der Beendigung seiner Studien wurde Onkel Hugo in der Charité als Unterarzt angestellt, Anfang 1914, und bei Kriegsbeginn sogleich eingezogen und in Frankreich als Truppenarzt eingesetzt.

In dieser Zeit schrieb er folgendes Gedicht:

### Was ist groß in großer Zeit?

Was ist groß in großer Zeit?  
Ist's das sich zum Wahlplatz sehnen?  
Ist's das Ringen, Bluten, Stöhnen,  
draußen in dem Völkerstreit?

Was ist klein in großer Zeit?  
Ist's die Arbeit in der Stille?  
Ist's der Liebe Opferwille?  
Ist's die Treu im kleinen „Heut“?

Groß ist, wer in Fried und Streiten  
Nimmer von der einen Seite  
weicht, die einzig groß.

Mit dem Ewigen eins zu werden  
Ist das Größeste auf Erden,  
Macht von allem Kleinen los.

## Unterfeldarzt Hugo Flemming

### (Ein „vorbildlicher Arzt und Vorgesetzter“)<sup>5</sup>

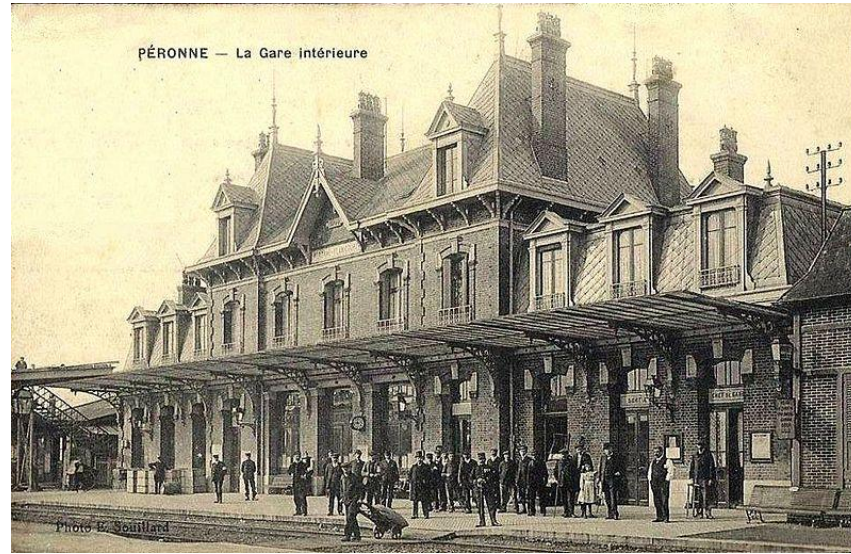
Im Frühjahr 1915 war der Unterfeldarzt Flemming dem Ortslazarett in Péronne/Nordfrankreich zugeteilt. Der Eisenbahnknotenpunkt Péronne lag damals ziemlich weit hinter der Front, war Etappe in jedem Sinne. Nach dem stürmischen Vormarsch im Frühherbst 1914 und der Marneschlacht hatten sich die Fronten versteift, und aus dem Bewegungskrieg war ein Grabenkrieg geworden. In der Provinzstadt Péronne ließ es sich leben, vor allem für die Offiziere der Kommandantur, die sich

---

<sup>5</sup> Dieses Kapitel und das folgende Kapitel „Der Assistenzarzt“ sind von Alexander Kern erfundene Geschichten, bei denen er sich nur vage an Motiven aus Hugos überlieferten Kriegsberichten orientiert. Das geht aus einer Notiz im Textentwurf hervor. Deutlich erkennbar sind dabei Bezüge zu Alexanders eigenen Erlebnissen als Soldat einer Sanitätseinheit im Zweiten Weltkrieg.



bemühten, das gewohnte heimatische Kasinotreiben ins Feindesland zu verpflanzen. Getränke gab es reichlich für diese „besseren“ Soldaten – man hatte da so seine Beziehungen, und auch in puncto „Venus“ war standesgemäß vorgesorgt: so ließ sich der Krieg aushalten. Der leitende Militärarzt des Ortlazarettes in Péronne, Stabsarzt Otto Meinert, war durchaus zufrieden mit seiner Stellung. Natürlich kam man jeden Tag dienstlich mit der weniger erfreulichen Seite des Krieges, mit diesen vielen Verwundeten und Fieberkranken, diesen oft verdreckten, zerschundenen, verstümmelten, tödlich erschöpften Menschenresten im Lazarett in Berührung; aber nach den – oft großzügig abgekürzten – Dienststunden dort überließ man die Aufsicht und Verantwortung über diese Säle des Leidens, der stillen Verzweiflung und des vielfachen Todes nur zu gern den untergeordneten Assistenz- und Feldunterärzten. Durch



besonders forsches Auftreten bei den beiden täglichen Visiten sorgte man dafür, daß diese ihm unterstellten Ärzte in der nötigen Demut erhalten wurden – – gemäß der bewährten preuß. militärischen Rangordnung. –

Was da so alles passierte im Dienst! Wurde doch vor ein paar Tagen ein junger verwundeter Soldat eingeliefert, der – nur mit Notverbänden versehen – vom Hauptverbandsplatz dicht hinter der Hauptkampflinie mit einem

Pferdekrankenwagen zum O.Laz. in Péronne befördert worden war. Beim Abwickeln der völlig durchgebluteten Verbände im OP-Raum zeigte es sich, dass der ganze Rücken des Verwundeten wie durchsiebt war von Dutzenden meist erbsengroßer Minensplitter. Wollte man diese vielen Haut- und Muskelwunden und Verbrennungen sorgfältig behandeln, so war das eine langwierige, viel Geduld erfordernde chirurgische Kleinarbeit.

Stabsarzt Meinert, vor dem dieser Verwundete auf dem Bauch auf dem OP-Tisch lag, war gar nicht für derartige minutiöse Wundrandexcisionen. Sein „Metier“ waren vielmehr Amputationen, frisch und schnell beschlossene Amputationen, auch in Grenzfällen, die bei sorgfältiger Behandlung vielleicht doch noch dem Schwerverwundeten das Bein oder den Arm gerettet hätten. Meinerts Maxime war: „Eine Amputation schafft klare, saubere Wundverhältnisse, die gute Aussicht auf baldige Heilung haben und die sich gut beobachten lassen.“ Das stimmt, denn z. B. große Minensplitterverletzungen am Bein, mit „Taschen“, aus denen noch nach Wochen Uniformreste herauseitern, erfordern eine langwierige und zeitraubende Behandlung zur Erhaltung des Gliedes. Nur: bei der „radikalen“ Methode einer sofortigen Amputation ist der Verwundete mit Sicherheit ein Krüppel für den Rest seines Lebens. –

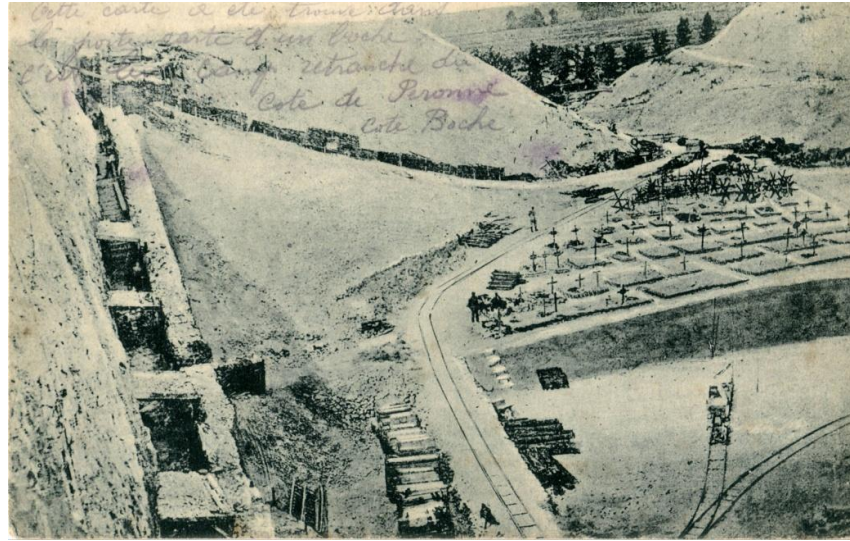
Der minenverwundete Soldat auf dem OP-Tisch stöhnte vor Schmerzen; kein Wunder bei der Vielzahl von größeren und kleineren Hautzerstörungen seines Rückens. Es wäre nun die Aufgabe des behandelnden Chirurgen gewesen, behutsam zu versuchen, die vielfach noch aus der Haut herausragenden



Peanklemme

Stahlsplitter aus den Wunden zu lösen und durch vorsichtige Bereinigung der verbrannten Wundränder die Heilung einzuleiten. Das aber war unserem großen Chirurgen, Stabsarzt Meinert, viel zu mühsam. Feld.U.A. Flemming stand am Instrumententisch bereit, die benötigten Klemmen, Pinzetten, Scheren und Skalpelle zuzureichen. Nun geschah Folgendes: Mit großem Schwung nahm der Stabsarzt mit einer Peanklemme einen Mulltupfer, tauchte ihn tief in den Jodbehälter und fuhr damit, mit diesem triefenden braunen Bausch, über den ganzen Rücken des Verwundeten, der dabei natürlich vor Schmerzen aufschrie. Darauf Meinert: „Nun stellen Sie sich bloß nicht so an, Sie werden ja wohl noch ein bißchen aushalten können!“ Und mit vorwurfsvollem Blick zu dem Unterarzt hin: „Macht der Kerl hier einen Krach, als ob er alleine wär.“ Wieder zu dem Verwundeten: „Nehmen Sie sich gefälligst zusammen, Mann!“ –

Stumm sah U. A. Flemming dieser Szene zu. Wie würde der gepeinigte Verwundete nun reagieren? Würde er „das Maul halten“, wie es der Kommiß jedem Rekruten immer wieder einbläute? (Unterrichts-Thema: Verhalten gegen Vorgesetzte!) Oder? Der Unterarzt sah genau, daß bei diesen zahlreichen, beinahe flächenartigen Haut- und Muskelverletzungen die beißende Jodtinktur ein wahres Höllenfeuer von Schmerzen erzeugen mußte. Der Verwundete hatte deshalb schon im Voraus seine Sympathie, als er nun – entgegen allen militärischen Gepflogenheiten – langsam seinen Kopf vom OP-Tisch hob und deutlich sagte: „Wer so etwas in dieser Lage zu mir sagt, dem wünsche ich die gleichen Schmerzen!“



Deutsche Stellung bei Péronne

Der Stabsarzt war so perplex über diese „Insubordination“, daß er die weitere Versorgung des „renitenten Kerls“ seinem Unterarzt Flemming überließ, der nun die vielen kleinen Wunden so behandelte, wie es notwendig war. Flemming fühlte sich in seiner Sympathie gegenüber dem leidenden Verwundeten völlig gerechtfertigt.

Nun fuhr Stabsarzt Meinert aber los: „Das ist eine Unverschämtheit! Was fällt Ihnen ein?! Ich werde Sie Ihrer Einheit melden zur Bestrafung!“

Darauf erwiderte der nur wenig eingeschüchterte Soldat: „Herr Stabsarzt haben ja bereits durch das Jod mit meiner ‚Bestrafung‘ begonnen.“ Dann legte er sich wieder hin and sagte nichts mehr.

Der Stabsarzt war so perplex über diese „Insubordination“, daß er die weitere Versorgung des „renitenten Kerls“ seinem Unter-



Kurze Zeit darauf hatte der U.A. Gelegenheit, seinen Stabsarzt noch von einer ganz anderen, wesentlich gefährlicheren Seite kennenzulernen.

An einem trüben Märzabend wurde in das Ortslazarett Péronne ein verwundeter Soldat von zwei Feldpolizisten aus der Stadt eingeliefert. Nach ihrer Aussage bei dem Aufnahmeschreiber war der Soldat stockbetrunken. Er habe in einem Lokal Streit angefangen und dabei seine Pistole gezogen, die er, reglementwidrig, in Besitz hatte; bevor er aber hätte schießen können, wäre ihm sein Kontrahent zuvorgekommen und hätte ihm die rechte Hand durchgeschossen.

Bei dieser Einlieferung war es noch vor 6 Uhr abends, und eigentlich lief noch die Dienstzeit des Stabsarztes, da der sonstige Aufnahmekrankenarzt in Urlaub war. Aber Dr. Meinert hatte wieder mal seine Dienststunden „etwas abgekürzt“ und war

bereits in sein Privatquartier in der Villa eines französischen Fabrikanten gegangen. Als der betrunkene Verletzte aufgenommen war, rief der San. Unteroffizier den Stabsarzt in seinem Quartier an, wie es Vorschrift war; er sagte das Notwendige über die Art der Verwundung und auch, daß der Eingelieferte ohne Besinnung sei, wohl wegen starker Trunkenheit, und daß er schlecht aussähe.



**Schlachtfeld bei Péronne**

Der Stabsarzt erschien wieder im OL, unwillig über die Störung, denn er hatte sich schon seinen besten Uniformrock angezogen, weil der Herr Oberst des Regiments ihn zu einem Herrenabend befohlen hatte.

Schnell, flüchtig und oberflächlich besah er sich den von der Uniform befreiten Verletzten mit dem Handdurchschuß und ordnete ohne weitere Untersuchung an, lediglich den Schutzverband um die Hand zu erneuern. Alles Weitere hätte Zeit bis zum nächsten Morgen; und schon war der



Herr Stabsarzt wieder eilenden Schrittes davonstolziert in seiner blitzenden Extrauniform und seinen glänzenden Schaftstiefeln. Das war so gegen 18.30 Uhr.

Um 20 Uhr trat dienstplanmäßig Feld-Unterarzt Flemming seinen Nachtdienst auf der Schwerverwundetenstation an. Die Station war in zwei großen Sälen mit ca. 80 Verwundeten belegt, deren ernster Zustand eine Verlegung in das weiter entfernte Kriegslazarett nicht zuließ. Mit dem Stations-Uffz. ging der U.A. von Bett zu Bett und ließ sich über den Zustand jedes einzelnen Verwundeten berichten, auch über die für die Nacht verordneten Schmerz- und Schlaftabletten. Auf dieser Station hatte man nachmittags den „Betrunkenen“ in ein Bett gelegt, das am Mittag durch den Tod eines Soldaten frei geworden war. Der „betrunkene Handdurchschuß“ sollte erst am nächsten Morgen versorgt werden, wie der Stabsarzt angeordnet hatte. (Es war üblich, die Verwundeten nicht mit ihrem Namen, sondern nach der Art ihrer Verletzungen zu benennen: der Verwundete war ein „Chirurgischer Fall“, beinahe eine Sache, keine Persönlichkeit. Übrigens ist eine solche Benennung auch heute [1980] noch in zivilen Krankenhäusern üblich.)

Der U.A. Flemming sah sich den Mann an, der da bewegungslos vor ihm im Bett lag. „Merkwürdig spitzes Gesicht“, dachte er, „und sehr bleich ist er.“ Er fühlte den Puls: „Kaum tastbar!“ Er untersuchte den Pupillenreflex: „Erschreckend große Erweiterung!“ Das sollte ein Leichtverwundeter sein, ein Betrunkener? Sofort ließ der U.A. den San.Uffz. starke Herzmittel zur Belebung holen und injizierte Kampferöl, um die Herztätigkeit zu unterstützen, d. h. als Krätedepot. Wenig später gab er Digitalis. Zur Sicherheit untersuchte Flemming den Soldaten noch einmal gründlich. Er ließ dazu den ganzen Körper freimachen. Und da entdeckte er einen Einschuß in der Lebergegend! Nur einen Einschuß, keinen Ausschuß! Der U.Arzt überlegte schnell: „Der Schuß durch den Handrücken war also weiter, in den Leib, gegangen und dort waren große Schwellungen zu tasten, die – zusammen mit dem schlechten Allgemeinzustand – auf schwere innere Blutungen hindeuteten. Flemming sah, daß der Zustand des Verletzten so bedenklich war, daß nur eine sofortige Operation die lebensgefährliche Leberblutung zum Stillstand bringen konnte.

Er rief sofort den Stabsarzt beim Oberst an. Mit wenigen Worten unterrichtete der U.A. seinen Vorgesetzten über den entdeckten

Lebersteckschuß (den der St.A. übersehen hatte) und über den bedenklichen Allgemeinzustand des Soldaten. –

Nun erschien Stabsarzt Meinert sehr schnell im Ortslazarett. Innerlich bestürzt stellte er (bei sich) fest, daß er vor zwei Stunden die schwere Bauchverletzung übersehen hatte, die um 18 Uhr vielleicht noch operabel gewesen wäre. Meinert mußte die Diagnose von Flemming bestätigen, aber gleich darauf auch den Exitus des Soldaten, der in diesem Augenblick aufhörte zu atmen. – – Bedrücktes Schweigen. – –

Dann raffte sich Stabsarzt Meinert auf und versuchte eine Entschuldigung für seinen Fehler zu konstruieren, indem er sagte: „Also, bei der schweren Verletzung der Leber hätte auch eine sofortige Operation nichts mehr genützt. Sicher wird die



Obduktion morgen das bestätigen.“ Dieser „Nachruf“ war die einzige hörbare Reaktion des Stabsarztes. Die Untersuchung der Leiche am nächsten Tage nahm der Heerespathologe vor, der z. Z. in Péronne eingesetzt war. Natürlich war es reiner Zufall, daß dieser „Kollege von der kalten Chirurgie“ am vorhergehenden Abend ebenfalls Gast beim Regimentskommandeur gewesen war, zu dessen „Herrenabend“ Dr. Meinert, nach seinem kurzen und deprimierenden Besuch im OL um 20.15 Uhr, zurückkehrte. Vielleicht fiel der Sektionsbefund der Soldatenleiche deshalb so aus, wie Stabsarzt Meinert es nur wünschen konnte. Ihm, Meinert, konnte nun kein Vorgesetzter mehr einen Vorwurf machen; und ob der kleine Feld-Unterarzt Flemming im Lazarett die näheren Umstände kannte über die – sagen wir einmal gelinde – „Nachlässigkeit“ seines Stabsarztes

in diesem Falle – – das war doch ganz unwichtig, wer würde dem schon glauben?!

Aber vergessen würde Dr. Meinert diesem „übereifrigen“ U.A., diesem Streber, diese seine (Meinerts) Panne nicht, die er da aufgedeckt hatte. Der käme wohl gar auf die verrückte Idee, daß der gestorbene Soldat, dieser doch völlig gleichgültige Muschkote, vielleicht doch hätte gerettet werden können, wenn – ja, wenn der Herr Stabsarzt seinen Dienst etwas sorgfältiger versehen hätte. – Eigentlich war es eine Unverschämtheit von diesem jungen Dachs, diesem Flemming, etwas festzustellen, was ER, der leitende und erfahrene Arzt, übersehen hatte, nicht gefunden hatte: eine tödlich schwere Leberverletzung außer dem leichten Handdurchschuß. Eine Tatsache, immerhin, die sich nach Lage der Dinge (und der Zeugen) auf keinen Fall wegdiskutieren ließ. – Nun, man würde Wege finden, den U.A. Flemming loszuwerden. Es würde sich eine Gelegenheit finden, ihn zu einer Fronteinheit zu versetzen: aus dem Auge – aus dem Sinn. –

So machte Feldunterarzt Flemming seine ersten Erfahrungen recht negativer Art mit dem „inneren Schweinehund“ eines Vorgesetzten, eines Arztes, bei dem – – zu Flemmings großer

Überraschung – – von den Idealen des Arztberufes nur noch Rudimente zu entdecken waren.

Der Unterarzt zog aus diesen Erfahrungen den durchaus verständlichen Schluß: Es ist nicht ratsam, die Wahrheit herauszustellen Vorgesetzten gegenüber, besonders dann nicht, wenn diese Wahrheit für den Vorgesetzten unangenehme Folgen haben konnte. Solche „Wahrheiten“ behandelte man künftig am besten „diskret“, d. h. man ließ die Finger davon; denn wie hieß das alte Sprichwort: „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.“

So etwa gingen die bitteren Gedanken Flemmings im März 1915 über die „Mentalität“ seines „vorbildlichen Vorgesetzten“, des Stabsarztes Dr. med. Otto Meinert, eines auf Hippokrates vereidigten Helfers der Menschheit.

Dem unbedeutenden kleinen Unterarzt war es eine sonderbare Genugtuung, bei sich selbst festzustellen, daß er in diesem „Fall“ instinktiv das Wort „Mentalität“ nicht, wie üblich, von dem lateinisch. Substantiv „mens“ – – d.h. soviel wie „Sinn, Geist, Gesinnung“, vielleicht sogar „Gewissen“ – – ableitete, sondern – – man war ja hier in Frankreich – – vielmehr von dem

französischen Verbum „mentir“, und das bedeutet in dieser Sprache schlicht und einfach „lügen“.

-----

Am 1. März 1916 wurde mein Vater, Adolf Kern, zum Landsturm eingezogen, da er als junger Mann nicht „gedient“ hatte.

Onkel Hugo schrieb am 1. 3. 16 an seine Schwester Mariechen in Itzehoe folgenden Brief:

Riedlingen a. Donau  
Meine liebe Schwester!

Du hast von Mutter wohl schon erfahren, daß mich's hierher ins Schwabenland verschlagen hat, daß es mir gut geht und das Herz, das recht nervös war, mir jetzt schon längere Spaziergänge durch Berg und Wald erlaubt.

Aber Du mußt heute Deinen Mann hergeben, den Vater deiner Kompanie Jungens, und da will ich mit alter Gewohnheit brechen, um Dir einen Tröstebrief zu



Adolf Kern 1916

schreiben, weißt Du, so 'nen rechten Tröstebrief, gutgemeintes, törichtes Zeug; aber ablenken tut's doch.

Vor allem würde ich gerne wissen, wohin Adolf kommt [Rendsburg], ob er dort etwa Gelegenheit hat, auf längere Zeit als Dolmetscher oder sonst seinen Kenntnissen gemäß anzukommen. Denn militärische Ehren und „klettern“ kommt beim Familienvater natürlich erst hinternach, und die Jungen sind stolz bis zum Platzen auf den feldgrauen Vater. Die Fahnen neu geflickt und gebügelt – wir haben im Felde mal eine gemacht aus einem schwarzen Weiberrock, einem Bettlaken und einer rotfilzigen Plättedecke. –

Nun wirst Du sie also allein meistern und mit Schmunzeln das Anschauungsmaterial nützen, das Dir – selbst kaum flügge – Deine drei Brüder so gern und reichlich boten. Weißt Du noch: „Paul, Karl, Huuuugo!“ Und die Freundschaft mit Bernd Helper, die mich „Äpfel mausen“, „in die

Werre fallen“, und sonstige Scheußlichkeiten lehrte; in dem Alter muß Dein Gemüse dort nun auch sein, und an Vielseitigkeit wird es ihrer Bosheit kaum fehlen, wenn sie nur einen Tropfen Blut von ihrem Onkel haben. Aber das ist ein häßlicher Gedanke, denn der Onkel war von je eine



Verbrechernatur; er hat in der Jugend gelogen und 50-Pf.-Stücke gestohlen; er hat als Student gerauft, gesauft, Schulden gemacht und ohne genügende Rücksicht mit guten und bösen Frauen verkehrt. Ob solcher Fehle hat die ehrsame Familie Kern den bösen Onkel in den Bann getan, und nur das schwesterliche Auge sah bisweilen nach ihm – 3/4 sorglich, 1/4 interessiert ob soviel Bosheit. – Also, liebes Mariechen, sei bloß nicht böse, ich merke just, daß meine Art zu trösten sich etwas merkwürdig gestaltet. Aber bis sich junge Leute die hauptsächlichsten Hörner abgestoßen haben – denn einige werde ich zeitlebens behalten – das dauert manchmal lange. Ach wie prächtig verstand sich doch unsere gute Großmutter [Georgi Lohmeyer geb. Wippermann, gest. 1915] auf Studentenjungens in all ihrer Bakkalaureusherrlichkeit. Wenn man so zu ihr kam in das heimelige Vorderzimmer mit den schönen alten Möbeln, den Kopf bis oben hin voll von halbgaren, exaltierten und doch so wundergut und ehrlich gemeinten



Georgi Lohmeyer

Weisheiten, wenn man sich abkrampfte, immer möglichst das Gegenteil von dem zu sagen, was man empfand und lieb hatte, dann sagte die gute, alte, kluge Frau gar nichts und sah mich nur lächelnd an mit ihren lieben alten Augen und wußte alles, alles, was unter dem grotesken Bombast vielleicht nochmal aufgeht. Ich habe Tante Martha noch immer nicht geschrieben nach Großmutter's Tode. Es ist schwer für mich, einem Menschen, der mir nahesteht wie Tante Martha und dem ich Gutes geben möchte, zu schreiben. Man muß die Stunden, darin man

solches kann, sich selbst ablauschen. Und dann hatte und hab ich Großmutter so herzlich lieb, denn ich war am längsten von uns [Enkeln] in Detmold und am meisten bei Großmutter zu Gast, daß ich sie wohl verstehe. Aber sehen möchte ich sie und bei ihr sitzen, wenn ich demnächst auf Urlaub gehe.

Und dann ein anderes, liebe Schwester; was ist mit Mutter; sie schreibt so kurz und spricht von Schnupfen und Influenza, und dabei ist ihre Handschrift matt und zerfahren und gefällt mir gar nicht. Hat sie wohl irgendeinen Menschen, sorgend und zuverlässig dort bei

Tante Minna? [Minna Hoyer mann; demnach war Großmutter Flemming nach ihrer Lungenentzündung zur Erholung in Hoheneggelsen b/Hildesheim, März 1916] Ich glaube, das luftige Giebelfenster ist auch nichts für sie, und dann liegt es 2 Treppen hoch, und das Herz muß geschont werden vor allem andren bei Erkältungskrankheiten. Ich weiß nicht, aber ich mache mir Sorgen. Ob man Tante Ella [Fink geb. Brédan, Wolfenbüttel<sup>6</sup>] mal bittet, nach dem Rechten zu sehen?

Leider kann ich meinen Aufenthalt hier nicht kürzen oder abbrechen. Es geht nicht: aus militärischen und nicht aus



Hugo mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse

Vernunftsgründen, und vor drei Wochen werde ich kaum auf Urlaub gehen. Sei also so gut und teile mir mit, was daran ist. Mit mir spricht Mutter wohl von derartigem, wenn ich bei ihr bin, schreibt aber nie oder selten davon.

Und nun leb wohl, o Mariechen, grüß mir Dein kleines Volk und besonders das Päth [= sein Patenjunge, das bin ich, Alex.] und halt das Regiment aufrecht; geh mit ihnen in den Wald und lehr sie die Freude an Baum und Busch, an Kraut und Blüten, und lehr sie auch die Namen von allem, was da blüht, kraucht und fliegt [wie er, Onkel

Hugo, es tat 1922–25!]; denn daß sie mir all' diese kleinen, aber treuesten Freunde gebracht hat, das werde ich Mutter ewig danken. Und dann abends mußst Du nicht mit Puttäpfeln<sup>7</sup> knausern, und wenn die Wißbegierde danach, wieviel Engländer der gute Vater heute totgeschlagen hat, und wo er sich wohl heut betten wird, erloschen ist und die Augen klein werden, dann erzähl ihnen das schöne Märchen vom „Feuerzeug“ [Hans Christian Andersen]: „Es ging ein Soldat die Landstraße dahin, eins, zwei, eins, zwei – guten Tag, alte Hexe –“

---

<sup>6</sup> In Alexander Kerns ursprünglicher handschriftlicher Kopie dieses Briefes findet sich folgender Einschub zu Ella: „(Fink geb. Brédan in Wolfenbüttel, Frau des alten Südamerikaimportkaufmanns / Bankiers Friedel F., den ich noch gesehen habe, ein soignierter alter Herr mit Tirpitzbart und einem großen Nugget-Goldklumpen als Anstecknadel auf dem grausilbernen Binder)“ Richtig muss es heißen: Ella Fink geb. Flemming – Ella war die Schwester von Hugo Flemming senior. Beider Mutter Marie Flemming war eine geborene Brédan. „Friedel F.“ war nach dem früh verstorbenen Bankier August Fink der zweite Ehemann von Ella: Friedrich Brédan, ihr Cousin.

---

<sup>7</sup> Bratäpfel

und grüß und küß sie von mir auf die erstaunten Augen  
und die heißen Backen.  
Dich grüßt herzlich  
Dein Bruder Hugo

(Dies ist ein, in mehr als einer Beziehung, bemerkenswerter  
Brief des damals 27-jähr. Hugo Flemming. A.K.)



**Itzehoe 1916: Marie Kern mit ihrem Bruder Paul Flemming  
und Mutter Elisabeth. Vorn Maries Kinder: Alexander,  
Adolf, Elisabeth und Karl Friedrich**

## Der Assistenzarzt

Es war zu Beginn der großen Schlacht an der Somme, die im Juni 1916 von massierten englisch-französischen Divisionen im Raum von Bapaume–Péronne in Nordfrankreich entfesselt wurde. Sie begann in der Nacht des 23. Juni mit einer bis dahin unbekanntem ungeheuren Artillerie-Vorbereitung, einem Trommelfeuer, das ununterbrochen sieben Tage anhielt. Auf der Feindseite nahm man an, daß nach diesem entsetzlichen Bombardement in dem deutschen Grabensystem kein nennenswerter Widerstand mehr zu erwarten sei. Als dann aber die englische und französische Infanterie zum Angriff auf die zertrommelten deutschen Stellungen antrat, hatten die



Bundesarchiv, Bild 146-2008-0088  
Foto: o. Ang. | November 1916

überlebenden deutschen Soldaten in der Krater-Landschaft der Granattrichter schon wieder Maschinengewehrnester gebildet, die den feindlichen Angriff – wenn auch erst nach tiefen örtlichen Einbrüchen – abfingen.

Am 28. Juni lag der Assistenzarzt Flemming in einem Unterstand am Waldrand im Abschnitt Bapaume. Er war als Truppenarzt einer Infanterie-Kompanie eingesetzt. Es war in der Morgendämmerung, und man erwartete nach einer kurzen Feuerpause eine neue Kanonade der Engländer. Punkt 5 Uhr begann plötzlich ein Feuer-Überfall mit 10,5-Brisanzgranaten, der den Waldrand abstreute. Ass.A. Flemming hatte grade bei Kerzenschein in seinem primitiven Erdbunker gelesen, und zwar in der ihm so lieb gewordenen „Faust“-Aus-



gabe im Taschenformat. Goethes „Faust“ und Nietzsches „Zarathustra“ fanden sich damals in vielen Tornistern der jungen Soldaten, der Studenten vor allem. Gleich nach den ersten Granateinschlägen hörte der Ass.A. laute „Sanitääter“-Hilferufe getroffener Kameraden. Er steckte schnell den Goetheband in die innere Brusttasche seines Uniformrockes und stürzte mit seiner Arzttasche aus dem Unterstand heraus, um den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten. Ca. 15 Meter vor dem Unterstand lagen drei Soldaten wie hingemäht um einen Granattrichter; zwei von ihnen waren furchtbar zugerichtet und rührten sich nicht mehr, bei denen kam jede Hilfe zu spät, das sah der A.A.sofort. Aber der dritte schrie laut und hielt sein linkes Bein, aus dessen Innenseite am Oberschenkel ein Blutstrahl hervorsprudelte. Schnell kniete der Arzt nieder und hatte in Windeseile eine Abschnürbinde um den Oberschenkel gelegt,



**Bapaume 1916: zerstörter britischer Tank**

Bundesarchiv, Bild 146-1970-032-05  
Foto: v. Ang. I 1914/1918

das Bein abgebunden und die Binde mit einem Knebel gesichert; damit war erst einmal die starke Blutung zum Stehen gekommen und der Verwundete aus der ersten Gefahr. Während seine geschickten Hände diese hundertfach geübten Handgriffe zum Stillen der Blutader rein mechanisch vollführten, memorierte sein Unterbewußtsein beim Anblick der schweren Verwundung: „Arterienblutung – Arteria femoralis – Gefäß schwer angeschlagen – lebensgefährlicher Blutverlust – ca. 60 ccm in jeder Sekunde – unter dem Druck von 100 mm Quecksilbersäule.“ – – – So, nun stand die Blutung – ein Polsterverband auf die große Fleischwunde. Der Verwundete konnte nun zur weiteren chirurgischen Versorgung zum Hauptverbandplatz gebracht werden, der etwa zwei Kilometer hinter der Hauptkampflinie lag.

Aber in dem Augenblick, als der A.A. sich aufrichtete, um den Abtransport zu veranlassen, hörte er wieder das bekannte leise Singen, den hohen, rasend schnell anschwellenden Ton einer heranjaulenden Granate. Man kann, bei einiger Erfahrung, an dem immer stärker werdenden Ton in Sekundenschnelle taxieren, wo ungefähr der Einschlag erfolgen wird. „Diese Granate“ – so urteilte Flemming – „kommt direkt auf uns zu oder wird in



**Bapaume – britische Artillerie**

unmittelbarer Nähe einschlagen.“ Er warf sich instinktiv halb in den nächsten Granattrichter. Noch im Fallen kreperte das Geschöß einige Meter von ihm entfernt. Er spürte einen heftigen Schlag gegen die Brust und einen brennenden Schmerz im linken Oberarm. Mit wenigen Sprüngen war er am Eingang des Unterstandes und eilte die kurze Bohlentreppe hinunter. Ein Leutnant seiner Kompanie kam ihm entgegen. „Sieh mal nach, am Arm muß ich was abbekommen haben“, sagte der A.A. Jetzt

wurde ihm doch etwas flau, er mußte sich auf einen Hocker setzen. Der Leutnant zog ihm vorsichtig den Uniformrock aus. Aus einer Wunde am Oberarm blutete es stark und tropfte auf den Boden. Schnell riß der Freund den Hemdärmel auf: ein Splitter hatte ein tiefes Loch in den Muskel gerissen. Durchschuß! „Kannst Du den Arm bewegen?“ Ja, das ging, wenn auch mit Schmerzen. Flemming wußte nun, daß der Oberarmknochen nicht durch-

schlagen war, vielleicht aber angeknackst. Die Fleischwunde im „Biceps“, dem doppelköpfigen Beugemuskel, mußte aber ziemlich ausgedehnt sein, den Schmerzen nach zu urteilen. Ein Notverband: zwei Mullpäckchen wurden schnell um den Arm gelegt. In diesem Augenblick erschien der Hauptmann der Kompanie im Unterstand. Flemming meldete den eben versorgten Oberschenkelschuß des Soldaten, der – wegen der Schlagaderverletzung – sofort zum HVP transportiert werden

müsse, und seine eigene Verwundung am Oberarm. Über das Feldtelefon verständigte der Komp.-Führer den HVP und forderte anschließend beim Regimentsstab Ersatz an für seinen Truppenarzt.

Etwas schwankend ging der Ass.Arzt auf einem Waldweg bis zu den Zelten des Hauptverbandplatzes. Dort wurde er von einem Stabsarzt untersucht und mit einem neuen Verband wurde der Arm ruhig gestellt. Der Stabsarzt: „Herr Kollege, mit dieser großen Fleischwunde sind Sie nicht mehr dienstfähig. Zum Glück scheint der Knochen intakt zu sein, kein größeres Gefäß verletzt. Zur Ausheilung schicke ich Sie in das Feldlazarett hinter Bapaume.“ –



**Bapaume 1916: Britische Soldaten in einem deutschen Graben**

Gegen Abend des 28. Juni lag Ass.A. Fleming dann im Bett der chirurgischen Abteilung des Feldlazarettes. Sein Uniformrock und sein Handgepäck lagen auf einem Stuhl daneben. Im Liegen rief der junge Arzt sich das Geschehen des frühen Morgens noch einmal ins Gedächtnis. „Merkwürdig“, dachte er, „ich hatte doch beim Einschlag der Granate das Gefühl, als ob ich einen starken Schlag gegen die Brust bekam; aber da ist nichts, nicht mal ein Kratzer.“ Und damit schief er ein, übermüdet seit Tagen, aber im Bewußtsein, die nächsten Tage wirklich einmal ausschlafen zu können; denn seit fünf Tagen, seit Beginn der Offensive, war er weder Tag noch Nacht zur Ruhe gekommen, abgesehen von kurzen Minuten auf der harten Pritsche des Unterstandes.

Am nächsten Morgen, nach neuerlicher gründlicher Untersuchung seiner Wunde im OP und nach Anlegung eines festen Verbandes, fühlte Flemming sich schon wieder ganz wohl und griff – – wie immer, wenn er je dazu Zeit fand in diesen turbulenten Jahren – – zu den wenigen Büchern, die er in seinem schmalen Gepäck mitführen konnte. In seiner Tasche fehlte der „Faust“. Da erinnerte er sich, daß er kurz vor dem Feuerüberfall und seiner Verwundung noch in diesem Buche gelesen hatte und es bei dem Alarm in seine linke Brusttasche gesteckt hatte; da fand er es auch. Aber als er das Buch aus der Jackentasche ziehen wollte, blieb es an einem Widerstand hängen. Er faßte nach und riß sich die Hand blutig an einem scharfen Granatsplitter, der noch ca. vier Centimeter aus dem Buch herausragte. Hugo Flemming schätzte diesen Band sehr: die handliche Taschenausgabe der großen Dichtung (Band I und II), in braunem Leinen, gesetzt in roten und schwarzen Typen in gotischer Fraktur, die Rudolf Koch in Offenbach gezeichnet hatte, eine Felddausgabe von 1914: schon vom Druck her ein formschöner Anblick! –

Der Granatsplitter, wohl 6 bis 7 cm lang und schartig, hatte das Buch bis über die Hälfte durchbohrt. Das also war der Schlag gegen die Brust gewesen! Der Splitter hatte einen viereckigen



Hugos „Faust“-Ausgabe mit dem Splitterloch

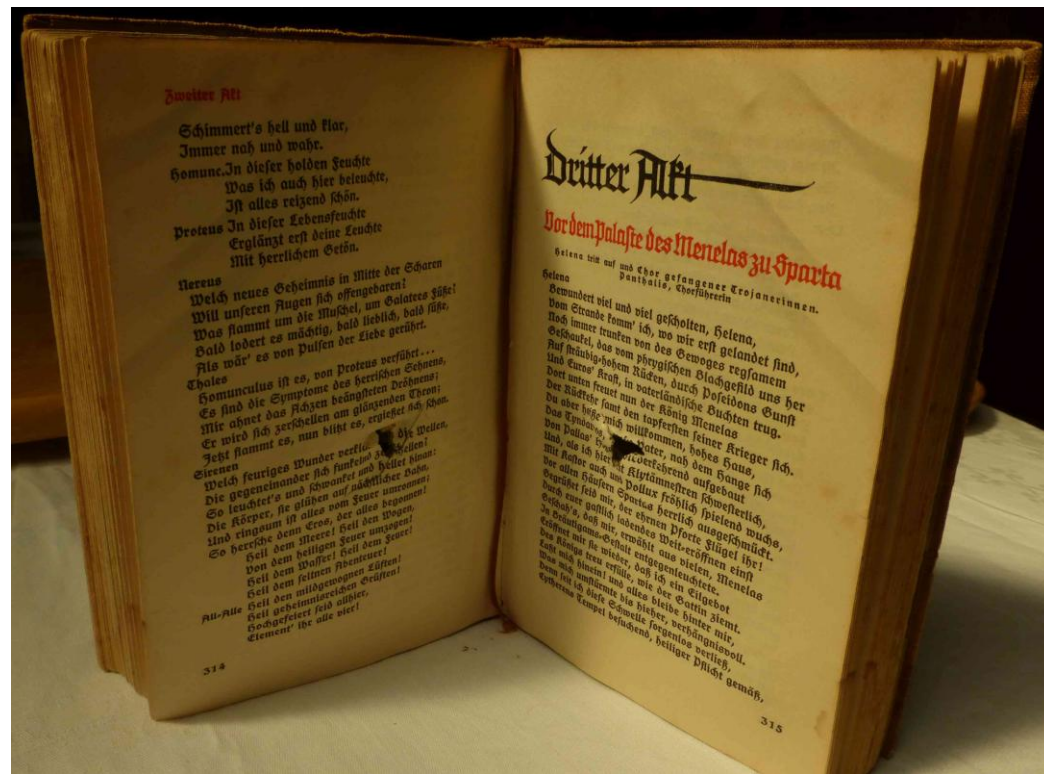


Kanal in die Blätter gerissen, vom Schlußdeckel des Buches durch den ganzen 2. Teil bis zur Seite 142. Der Splitterkanal war ca. 2 cm breit im Durchmesser und ging auch noch tief in den 1. Teil hinein. 150 Seiten des starken Papiers hatten die Gewalt des Granatsplitters abgefangen. – – Bei diesem Anblick wurde Hugo Flemming recht nachdenklich. Probeweise warf er sich mit der rechten Hand seinen Uniformrock über die Schulter und suchte den Einschuß auf der linken Brustseite. Er sah: hätte das Buch nicht den Splitter abgefangen, dann wäre er in die Herzspitze gefahren, das hieß, dann lebte er, Hugo Flemming, jetzt nicht mehr!

Er besah sich die Einschlagstelle, die Durchbohrung des hinteren Buchdeckels und auf der letzten Druckseite der Dichtung. Da war der zackige, messerscharfe Stahl durch die beiden Zeilen des Schlußhymnus, des chorus mysticus, gegangen:

Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis –

Das „Unzulängliche“?, dachte Fl., das Unzulängliche, ist das nicht etwas, das der menschliche Verstand nicht „erlangen“ kann, oder: zu dem er nicht „gelangen“ kann, das ihm unverständlich,



Hugos „Faust“-Ausgabe mit dem Splitterloch

unbegreiflich ist, das über das Vernunftmäßige hinausgeht bis hin in das Metaphysische? Sollte der Zufall?

Aber gab es denn in christlicher Sicht der Dinge, in der er, Hugo Flemming, erzogen war – er, der Sohn eines evangelischen Pastors und seiner glaubensstarken Frau – gab es da so etwas wie einen „blinden“ Zufall?

Sollte man nicht besser mit dem Begriff „göttliche Fügung“ das „Unzulängliche“ benennen, nämlich, daß er, H. F., gestern morgen wie durch ein Wunder am Leben geblieben war, behütet von einer Macht, die man „Gottes Hand“ nennen könnte, und deren Walten „höher war als alle Vernunft“? Ob die Spur des tödlichen Stahlsplitters an dieser Stelle des Textes so etwas andeuten sollte?



Bundesarchiv, Bild 146-2008-0090  
Foto: o. Ang. | November 1916

Bapaume, November 1916: Kirchenruine

Hier aber distanzierte sich Flemmings kritischer Verstand sogleich von diesem Gedankengang und wandte ein: „Damit würde ich mich ja beinahe auf eine Stufe stellen mit den frömmelnden Pietisten, die ihren Daumen in das Bibelbuch stecken, um so einen Orakelspruch für ihren speziellen Fall zu finden.“ Nein, so primitiv konnte er nicht vorgehen!

Der strengen Kirchlichkeit seines Elternhauses war er seit dem Beginn seines Medizinstudiums an der P epini ere in Berlin ziemlich entfremdet. Die Großstadt und das Studium hatten v ollig neue – um nicht zu sagen liberalistische – Gedankengänge auf

diesem Gebiet in ihm wachsen lassen und behaupteten sich bis zum Beginn des sinnlosen Völkermordes, „Krieg“ genannt, in seiner Weltanschauung. Der Pantheismus goethischer Prägung – „Gefühl ist alles“ – stand ihm in dieser Zeit wesentlich näher als die überkommene – wie er ihn bei sich nannte – enge, orthodoxe Bibelglaube.



Bundesarchiv, Bild 146-2008-0067  
Foto: o.Ang. | November 1916

Bapaume, November 1916

Jetzt allerdings, nach 2 Jahren des Fronterlebens, dachte er über viele Dinge ernster und tiefer. Es gab da einen Gesangbuchvers des Dichters Paul Gerhardt in dem Kirchenlied: „Befiehl du deine Wege“ – und zwar die Zeilen: „– der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ (Anm. In einem Gedicht H. Fl.'s aus späteren Jahren [1923] fand ich einen Anklang an diese Zeilen. Es heißt da: „–

was kann mich vom Herzweh entbinden, vom ewigen Hinab und Hinan: Soll ich die Wege finden, da mein Fuß gehen kann?“)

Diese Choralzeilen hatten ihn in seinem bisherigen Leben nicht verlassen, und – ob er wollte oder nicht – etwas zwang ihn heute in dem Geschehen des 28. Juni, in der Bewahrung vor einem schnellen, plötzlichen Tod einen der verborgenen Wege Gottes zu sehen: „–

da dein Fuß gehen kann!“ –

Neugierig blätterte Fl. das „Faust“-Buch weiter zurück und suchte nun die Seite, bis zu der hin der Granatsplitter sich durchgefressen hatte. Er fand die Steile im 1. Teil der Dichtung auf der Seite 142.





**Bapaume: Britische Soldaten**

Hier handelt es sich um die Scene im Dom: Gretchen, Böser Geist, Chor der Gläubigen; das am Tode der Mutter und des Bruders schuldig gewordene Gretchen kniet vor dem Bildnis der Mutter Gottes. Ihr Gebet wird immer wieder unterbrochen von der Stimme des bösen Geistes (i.e. ihres Gewissens). In den Dialog der beiden hinein tönen einzelne Chorverse aus dem „dies irae“,

aus der Totenmesse. Die letzte, von dem Splitter durchstoßene, Zeile ist die lateinische Frage: „Quid sum miser tunc dicturus?“ Sie stammt aus der erschütternden Schilderung des „Jüngsten Gerichtes“ (um 1250) in der Totenamtliturgie, die beginnt mit den Worten:

Dies irae, dies illa, solvet saeculum in favilla.

zu Deutsch:

Tag des Zornes, Tag der Zähren, da die Welt wird Brand zerstören.

Dem oben genannten Zitat aus der „Faust“-Scene gehen folgende Verse voraus:

Liber scriptus proferetur  
In quo totem continetur  
Unde mundus judicetur.  
Iudex ergo cum sedebit,  
Quidquid latet, apparebit:  
Nil inultum remanebit.  
Quid sum miser tunc dicturus?

Übersetzt :



Und ein Buch wird aufgeschlagen,  
drin steht alles eingetragen,  
wes die Welt ist anzuklagen.  
Was verborgen, kommt zum Lichte  
wenn der Herr kommt zum Gerichte,  
daß gerecht er alles schlichte.  
Was soll dann ich Armer sagen,  
welchen Beistand mir erfragen,  
wo selbst die Gerechten zagen?

Beim Lesen dieser lateinischen Frage kam Hugo Flemming der Gedanke: „Wie würde ich jetzt mit meinem Leben vor Gott bestehen, wenn gestern Morgen der Granatsplitter mein Leben auf Erden ausgelöscht hätte? Was könnte ich aufweisen, wieviel Gutes, wieviel Schlechtes? Ist dieser ‚Hinweis‘ auf der Seite 142 auch nur ein ‚Zufall‘, oder vielleicht doch ein Wink höherer Art?“

-----  
In Onkel Hugos „Faust“-Ausgabe, die seit 1963 in meiner Bibliothek steht, hat er vermerkt:

[Hugo Flemming Mai 1914



Hugo Flemming, Mesnil,  
Dezember 1916

Weihnachten 15 Gr. Commudes]  
Verwundet am 28. Juni 16  
Im Lager Usingen  
St. Morel, d 2. Juli 16  
Ultimo [Entlassung] 8.8.16

In so kurzer Zeit heilte seine Verwundung: schon am 8. August wurde er dienstfähig zur Truppe, zu seiner Einheit entlassen.

-----  
Auf den folgenden Seiten findet sich die Fotocopie eines Briefes, den Onkel Hugo im Herbst 1916 an seine Cousine Grete Wilms in Köln geschrieben hat.

Im zweiten Teil des Briefes schildert er das Grauen des vernichtenden Krieges: furchtbare Bilder, die er Tag und Nacht vor Augen hatte!

Meine liebe Zete.

Ich schicke Dir da ein paar Bilder.  
Kein nicht mehr. Du wirst wohl auf  
den unten Blick was für Perle da sind.  
Es fehlen uns Papier und guten Weissen!

Sei es lieb und wenn Du in einem  
phot. Laden Dokumentenpapier und

ein paar Brandholz und guten Tonen  
und Weissen findet, so optiere einen von  
oft tod geageten und gestern von 2 Praxen  
nellungeln in l. Bein geknossem (unge-  
fährlich)

Bitte umge Packchen dieses Papiers und-  
sammle den nötigen Meinskaken.

Reid und Dein Wohn ein; vgl. Du darfst  
viele Fälle von Querschnitt und -gelände  
graus - Dankbarkeit ein blut- und schief-  
ghaiske Folge von Mittel bergen kann.

Wir kämpfen und wir nur hart hin; gegen  
viel Jahre Vorkurs. Das Herz blüht uns,  
wenn es alle, sie kosten ohne perden

Quark und ohne Erfolg 10000 und Pan-  
sunde von guten Jungen und Kameraden  
in den Tod gehen. Gott und die Kaiser

sichere nur einen großen Feldkorn, nicht  
Hunderlung hieser oder verbiets des kleinen  
Mannens hier, auszuweisen.

Es ist zu grausig so  $\frac{3}{4}$  eines Zehntels,  
das man lieb gewonnen hat und das an  
uns kein ge, Tod oder gefangen zu wissen;  
ganz abgesehen von den kranken Menschen.

trüben unser und Naturweltten — denk  
dort noch, ein Mann, mit dem bei alles, sich

Zugewand und sich Flanke Bier gleich hat,  
und zu ihr getragen ohne Verluste —

And gewonnen wir z. B. bei den größten Gefallen  
kein Feld. bei Feld ist doppelt bis 3 mal  
so stark.

Es ist die alte Arbeit, denn ich mag nicht  
mich damit genügen, den Vorurteilen kör-  
perlich zu helfen, die geistige Aufklärung  
ist die wertvoller aber auch schwerer.

Bred bei dem 50-60 Jahren vordem war  
durch vollen Markt in der Morgenfrühe und  
man hat sehr starken Kork geben, so die  
Vorteile finden.

Wird. Gimp, denn lieber.

Bred streut mich. Du glaubst nicht,  
das und dies Bende mehr, wenn die  
Stimmal an uns denkt.

Gimp Stego.

Und hier die Klarschrift dieses Briefes:

Meine liebe Grete.

Ich schicke Dir da ein paar Bilder, demnächst mehr. Du siehst wohl auf den ersten Blick, was für Fehler da sind. Es fehlen mir Papiere mit guten Weißen. Sei so lieb und wenn Du in einem phot. Laden Sonnenlicht-Papiere mit einfacher Behandlung und guten Tönen und Weißen findest, so opfere einem schon oft totgesagten und gestern von 2 Schrapnellkugeln ins l. Bein geschossenen (ungefährlich) Vetter einige Päckchen dieses Papiers mitsamt den nötigen Chemikalien.

Reich wird Dein Lohn sein; weißt Du doch nicht, welche Fülle von Zuneigung und – gelinde gesagt – Dankbarkeit ein blut- und schweißgetränkter Feldgrau-Kittel bergen kann.

Wir kämpfen nach wie vor hart hier; gegen vielfache Übermacht. Das Herz blutet mir, wenn ich sehe, wie bisweilen ohne rechten Zweck und ohne Erfolg 100erte und Tausende von guten Jungens und Kameraden in den Tod gehen. Gott und der Kaiser schicke uns einen großen Feldherrn, einen Hindenburg hierher oder verbiete den kleinen Männern hier, anzugreifen.

Es ist zu grausig, so 3/4 eines Bataillons, das man lieb gewonnen hat und das an mir hängt, tot oder gefangen zu wissen; ganz abgesehen von den furchtbaren

Menschenrümmern und Verstümmelten – denk doch mal, ein Mann, mit dem Du alles, jede Zigarre und jede Flasche Bier geteilt hast, wird Dir zugetragen ohne Unterkiefer –.

Auch gewinnen wir z. Z. bei den größten Opfern kein Feld. Der Feind ist doppelt bis 3 mal so stark. Es ist oft sehr schwer, denn ich mag mich nicht damit genügen, den Verwundeten körperlich zu helfen, die geistige Auffrischung ist oft wertvoller, aber auch schwerer.

Und bei den 50–60 Schwerverwundeten nach einer durchwachten Nacht in der Morgenfrühe muß man sich sehr starken Ruck geben, frohe Worte zu finden.

Schluß. Grüß Deine Lieben. Und schreib mal. Du glaubst nicht, daß und wie es Freude macht, wenn die Heimat an uns denkt.

Gruß Hugo

Wenn man diesen Brief genau liest, zweimal liest, stellt man fest, daß Hugo Flemming durch die furchtbaren Bilder, die ihn täglich und nächtlich umgeben, am Ende seiner Nervenkraft angelangt ist.

Man kann vermuten, daß er von dieser Zeit an – September–Oktober 1916 – versucht hat, sich mit Morphinum zu betäuben,

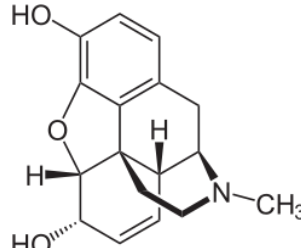


um zeitweilig Ruhe vor den Schrecken des Krieges zu finden<sup>8</sup>. Als Bataillonsarzt waren ihm die Narcotica jederzeit zugänglich.

Über das damals sehr häufig verordnete schmerzstillende Medikament „Morphium“ lesen wir im Deutschen Arzneibuch, Berlin:

Morphinum hydrochloricum  
(C<sub>17</sub>H<sub>19</sub>NO<sub>3</sub>) HCL + 3 H<sub>2</sub>O  
Mol.Gew. 357,7

Weiß, seidenglänzende, oft büschelförmig vereinigte Kristallnadeln oder weiße, würfelförmige Stücke von mikrokristallinischer Beschaffenheit. Morphin hydr. löst sich in 25 Teilen Wasser und in 50 Teilen Weingeist. Wird Morphinum aceticum zur Injektion subcutan verordnet, so ist Morph. hydrochlor. abzugeben.  
Größte Einzelgabe: 0,03 g  
Größte Tagesgabe: 0,1 g



Hugo Flemming wird die Droge genommen haben (wie schon angedeutet), um sich zu betäuben, um dem Massensterben seiner jungen kraftvollen Kameraden in der kämpfenden Truppe, das ihm nervlich zum Alptraum wurde, zu entfliehen; er wollte die grauenhaften Bilder zerrissener junger Körper, die noch vor Kurzem lebendige, tatenmutige Männer waren, vergessen, wenigstens für eine kurze Zeit verdrängen.

Ich bin der Meinung, daß diese seelischen Vorgänge im Bewußtsein eines Sanitätsoffiziers kaum jemand richtig verstehen kann, der nicht selbst jahrelang in dieser Welt der Zerstörung, der Vernichtung menschlichen Lebens gearbeitet hat, der nicht selbst diesen Strom des Leidens, der Schmerzen, der menschlichen Ohnmacht hat mitansehen müssen, der endlos z. B. über den Operationstisch eines Hauptverbandplatzes floß. Ich selbst habe fünf Jahre als San.Feldwebel und Instrumenteur im OP geholfen, an den zerschossenen Männern zu retten, was irgend zu retten war. Ich glaube daher meinen Patenonkel Hugo in etwa verstehen zu können. Nur hatte ich (im Unterschied zu ihm) als Nichtmediziner nicht die schwere Verantwortung für die evt. Erhaltung eines Gliedes der schwerverwundeten jungen Menschen, d. h. über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Rettung eines Armes oder Beines, wie sie nun einmal – vom

---

<sup>8</sup> Hugo schreibt schon am 6. Mai 1915 an seinen Bruder, dass er vom „elenden Morphin“ wieder frei sei (siehe seine gesammelten Briefe). Sein Brief vom 11. November 1922 lässt den Suchtbeginn bereits auf die ersten Kriegsmomente 1914 datieren.

Fachwissen her – die Assistenzärzte, Oberärzte und Stabsärzte auf sich nehmen mußten. Ein solcher „Beruf“ im Kriege, eine solche Belastung ging oft über das Menschenmögliche hinaus, denn derartige Entscheidungen mußten schnell getroffen werden, da immer noch viele Verwundete vor dem OP auf ihre Versorgung warteten.

Ein außenstehender Kritiker kann leicht behaupten, daß die Flucht eines Arztes in die Mo.-Euphorie eine Art Fahnenflucht sei. Aber was weiß denn so ein Kritiker von der Belastung, von den Qualen, die ein Arzt, ein Mensch wachen Gewissens, durchmachen muß, dem Dutzende von kräftigen jungen Menschen unter den Händen sterben oder trotz aller Bemühungen des Arztes von diesem Augenblick an als Krüppel durch den Rest ihres Lebens sich schleppen müssen. –

Wie der Weg eines dem Morphinium verfallenen Menschen in den einzelnen Stufen aussieht, schildert E. Hesse in seinem Drogenbuch 1969:

### **Das Bild des Morphinismus**

Die Zahl der Morphinisten in Deutschland betrug im Jahre 1928 = 6356. Sie ist in der BRD dann stark zurückgegangen auf 496 im Jahr 1963. – Daß die im

Medizinalsektor tätigen Personen, Ärzte, Apotheker, Pfleger und Pflegerinnen, ein erhebliches Kontingent der Süchtigen ausmachen, liegt daran, daß diesen Gruppen das Alkaloid leichter zugänglich ist als der Bevölkerung. Gewöhnlich empfindet ein normaler und psychisch gesunder Mensch nach einer Mo.-Injektion keine besonderen seelischen Sensationen. Er wird die zeitweise Ausschaltung der Schmerzen als Erleichterung aufnehmen. Wenn aber die Schmerzen nicht mehr bestehen, wird er kein weiteres Verlangen nach dem Alkaloid äußern. Nur sofern die Injektionen aus bestimmten Gründen über längere Zeit hin fortgesetzt werden, tritt die euphorische Wirkung des Morphiniums in Erscheinung und verleitet allmählich zur Sucht.

Im Gegensatz dazu werden Menschen mit defekter seelischer Anlage, nervös überreizte Personen mit unausgeglichenem Innenleben, psychopathische Naturen schon durch wenige Injektionen in die Euphorie überführt. Ein Zustand seelischer Ruhe entwickelt sich. Er gibt dem Betreffenden das Gefühl des Glücklichseins, der Unbeschwertheit, läßt ihn die Schwierigkeiten des Daseins und seine psychische Unrast vergessen oder alles unbedeutend erscheinen. Solche Erlebnisse mögen für haltlose Naturen zureichende Beweggründe sein, dem ersten Rausch alsbald die andern folgen zu lassen. Unter dem Alkaloid wird der Ängstliche mutig, der Unsichere

gewinnt Selbstvertrauen, der Schwächling fühlt sich mit Energie geladen, kurz, jeder von ihnen ist in seinem Selbstbewußtsein ausgeglichen, häufig sogar übersteigert. Er fühlt, wie ihm die Gedanken leicht zufließen und empfindet eine Art geistiger Aktivität. –

Die Sinneswahrnehmungen sind während des Rauschzustandes herabgesetzt. Die Verstandestätigkeit bleibt lange erhalten. Geistige Arbeiter können trotz jahrelangem Mißbrauch noch bedeutende wissenschaftliche Leistungen vollbringen. Das Willensleben ist in der ersten Zeit des Abusus noch nicht so eingeeengt, daß ein Herauslösen aus der Mo.-Sucht durch eigene Kraft unmöglich wäre. Dieses Herauslösen aus den Krallen des Giftes ist aber nicht mehr möglich, wenn die eigentliche Sucht aufgetreten ist. In diesem Stadium ist der Morphinist nur durch das Alkaloid in einem körperlich wie seelisch erträglichen Zustand zu halten. Bei jedem Absinken des Mo.-Spiegels im Blut und Gewebe machen sich Abstinenzerscheinungen bemerkbar. Der Süchtige wird reizbar, verstimmt, depressiv und greift erneut zur Spritze, um aus dem unangenehmen Zustand herauszukommen. Sein Gemüts- und Stimmungsleben erfährt eine grundsätzliche Wandlung. War er vorher gesellig, zieht er sich nun zurück. Er bleibt allein, meidet die Gesellschaft. Ausschließlich die Gier nach Morphin beherrscht ihn,

die Sucht nach dem Gift, welches allein ein tragbares Leben gewährleistet. Das Willensleben ist eingeeengt und durch die autistische Einstellung des Süchtigen in Richtung auf das Alkaloid fixiert.

Es beginnt dann der Übergang zur marantischen [Erschöpfungs-] Periode. Verminderung der Intelligenz, Verstimmung, Wahnideen, mangelndes Selbstvertrauen, Pflichtvernachlässigung, moralisches Irresein und endlich echte Geisteskrankheiten können sich ausbilden. Die Moral schwindet, Leichtsinn, Fahrlässigkeit, Belügen, Rezeptfälschungen, Geldveruntreuungen, Einbrüche, jede Art krimineller Handlungen sind nunmehr beim Morphinisten möglich. –

Das Ende des Bildes beginnt mit der Vernachlässigung der Körperpflege und hört mit einem absoluten körperlichen Verfall auf. Dazwischen liegen allerlei somatische Gebrechen: fahles Aussehen, Schweißausbrüche bei geringen Anlässen, Magen-Darmstörungen, Hautausschläge, Angina-pectoris-Anfälle. Nicht selten ist das Suicid der Schlußpunkt unter das verfehlete Leben.

(Ende des Zitates von E. Hesse)

Abgesehen von den letzten beiden Stadien läßt sich alles andere in HF's Leben nachweisen. Teilweise schlägt sich die

Hoffnungslosigkeit auch in seinen Gedichten nieder. Hier ein Beispiel aus dem Februar 1923 in Itzehoe:

Von fern kommt mir ein Läuten,  
ein leiser Glockenklang.  
Ich grüble nur ein Deuten,  
halb wohl in mir, halb bang.

Leis' regt sich's mir im Innern  
wie Knospen sich erschließen:  
Ein träumendes Erinnern  
wie froher Zeiten Grüßen.

Bin alt und hart geworden  
in jahrelangem Leid.  
Leer sind der Hoffnung Krüge –  
gibt's denn noch Frühlingszeit?

Ein Lied, das Trieb und Regen  
vollauf nur blühen läßt,  
daß Frucht ich bring und Segen,  
daß mir das Leben ein Fest?

Daß nicht mehr matt die Freude  
auf weher Saite schwingt,  
nicht jede Lust von heute  
im trüben Morgen versinkt.

Was kann mich vom Herzweh entbinden,  
vom ewgen Hinab und Hinan:  
Soll ich die Wege finden,  
da mein Fuß gehen kann?

Wie anders klingt noch der Ton seiner Dichtung im Jahre 1917,  
als er vor Laon in Frankreich das tröstliche, friedenersehende  
Abendlied schrieb, das dann 1924 seine schwedische Verlobte  
vertonte und ihm so oft vorsang:

Des Abends, wenn die Schleier sinken,  
und letzter Abendröte Blinken  
mir meinen Wald verklärt von fern,  
der Bäume strenge Silhouetten  
sich mit dem Dämmern rings verketteten,  
hör ich der Amsel Lied so gern.

Ihr Sang will mich zurück zur Heimat leiten,  
strahlt hell aus Mord und Gram und Völkerstreiten  
wie meines deutschen Mädchens lichtiges Bild.  
Von fern verklingt des Schlachtendonners Grollen.  
Ein Wunsch empor, zum Starksein, Besserwollen  
heiß traumesselig mir im Herzen schwillt.



Und wie von schwerer Krankheit schon genesen  
groß Dank und Lebensglück ist all' mein Wesen,  
wie heilig wird mir auf der stillen Wacht.  
Was ich gestrebt, gejauchzt, gesungen,  
was immer doch verströmt, verklungen,  
in Halbheit kaum zur Welt gebracht,  
das tönt und wird in weicher Nacht  
von Fried' und Hoffnung leis' zur Ruh gesungen.

Und hoffend Glück liegt ausgegossen  
in reichen Garben nah und fern.  
Und hoffend Glück kommt hergeflossen  
zu mir von jedem kleinsten Stern.  
Ach, könnt ich ewig solchen Frieden trinken – –  
des Abends, wenn die Schleier sinken,  
hör ich der Amsel Lied so gern.

Im Herbst des Jahres 1917 heiratete der Bruder von Onkel Hugo, der Altphilologe Dr. Karl Flemming, Leutnant im Kriege, Grete Wilms aus Köln. Die Hochzeit fand statt am 23. September im Hause des Brautvaters Hermann Wilms, eines Eisenfabrikanten. Die Hochzeitsgesellschaft, deren Männer fast alle in Uniform erschienen, wurde in einem großen Foto festgehalten. Auch meine Eltern stehen dabei, in der

oberen Mitte der Aufnahme. Rechts von ihnen steht Onkel Hugo als Oberarzt. Im Vergleich zu früheren Bildern ist bei ihm eine erschreckende Wandlung festzustellen. Aus dem blühenden Studenten von 1911 ist ein verstörter, kranker Mensch geworden. Deutlich ist auf diesem Hochzeitsbilde zu sehen, wie er sich bewußt von allen diesen feiernden Verwandten abwendet, so als ob ihn das furchtbare Erleben des Soldatensterbens an der Front niederdrückt, verbittert hat. Sein Gesicht ist gekennzeichnet von

der Droge, die er – vermutlich – seit Ende 1916 nahm: Mo.-Injektionen, um all dem Elend um ihn herum auf dem Truppenverbandplatz und dem HVP zu entgehen, ihm wenigstens für Stunden zu entfliehen; wie er sich langsam daran gewöhnt hatte – – zunächst mit den üblichen Dosierungen von 0,02 g Morphinum hydrochloricum, die hellgelbe Lösung aus der Ampulle in die Recordspritze aufzuziehen und diese sich dann subkutan zu injizieren, meistens in den linken Unterarm. Wie er dann, nach



Laon: St. Martin (Foto: Paul Hermans)

wenigen Minuten, das euphorische Gefühl der Überwindung aller Erdschwere und Depression spürte: ein verlockender, ein höchst erwünschter, ein gefährlicher Zustand. Und so ging es weiter – – – bis zum Ende seiner Militärarztzeit im Juni 1920.

Am 12. April 1918, bei der letzten großen deutschen Offensive im Westen, fiel mein Vater, Onkel Hugos Schwager, vor dem Dorf Locon am La Bassée-Kanal in Flandern. Am 30. April schrieb Hugo an seine Schwester Marie:

Liebes Mariechen!

Nun ist der Tod auch zu uns gekommen und hat Dich im tiefsten Herzen getroffen. Daß es ein schöner und ein heiliger Tod ist, den unser Adolf gestorben ist, das weißt Du ja, liebste Schwester, und auch, daß ihm nun wohl ist, wie es nur einem freien und aufrechten Mann sein kann, wenn er alles geopfert, Leben und liebe Familie. Aber ich weiß auch, daß nichts einer Frau den geliebten Mann ersetzen kann, noch sie darüber trösten kann außer dem, was dieser Mann ihr als unvergängliches Gut hinterließ, außer den Kindern, die



**Köln, 23. September 1917: Hochzeit Grete Wilms und Karl Flemming. Vorn Grete, Karl, Hugo. Hinten: Marie und Adolf Kern, Hermann Wilms jr.**

die gemeinsame Liebe Euch schenkte, und außer der Liebe und Achtung, die er sich zu Lebzeiten erworben. Und diese Liebe zu ihm muß nun in uns wachsen, daß sie ein starkes Band werde, das uns umschlingt, uns alle, die wir an seiner Liebe teilhatten. Wir müssen einander nahekomen, wir müssen uns prüfen und ernst werden, denn es fällt uns die schwere Pflicht zu, eines andern starkes Leben fortzusetzen zu suchen, das Leben unseres guten Adolf. – Daß es schwer ist und eines tapferen Herzens bedarf, Dein Leben mit Deinen Kindern forthin allein zu führen, das wissen wir, Mutter und Brüder, aber vielleicht können auch wir grade Dir ein

wenig helfen, da wir fast bis heute immer und immer wieder den Vater vermißt haben, den auch die treueste Mutter den Kindern nicht ersetzen kann. Und weil wir so schwer den Vater oft entbehrt haben, darum ist mir so weh, Dich und die Kleinen den gleichen Weg gehen zu sehen, den Mutter vor mehr als 25 Jahren gegangen ist.

Ich grüße Dich und die lieben Kinder  
in treuer Liebe

Dein Bruder Hugo

Der Krieg ging im Okt. des Jahres 1918 zu Ende. Aber die Arbeit der Militärärzte an den Hunderttausenden von Verwundeten in den Lazaretten in Deutschland ging weiter: Es vergingen Jahre, ehe man die Ärzte und das Pflegepersonal entlassen konnte. Stabsarzt Hugo Flemming wurde erst spät, im Juni 1920, in Hannoversch-Münden aus dem Heer entlassen. Nur daß er in den Jahren nach Kriegsschluß des öfteren Urlaub bekam. Diesen verlebte Onkel Hugo vorwiegend in Detmold, seiner Heimatstadt, wo er Gast seines Bruders Karl und seiner Schwägerin Grete war. Grete war eine lebhaft, geistreiche Frau, eine Kölnerin, die eine ganze Gesellschaft durch ihre Vitalität in Schwung bringen konnte. Hugo schätzte sie sehr, wie auch aus dem lebhaften Briefwechsel (s. o.) hervorgeht. Sie hatte alles das, was Hugo fehlte. –

Gemeinsam durchstreiften die drei die schöne, altvertraute Heimat. Es gibt Aufnahmen von Grete, Karl und Hugo aus diesen Jahren, vor allem aus der Gegend der Externsteine, Horn, Knickenhagen,



Waldlager Beaucourt Mai  
1918 – rechts Hugo  
Flemming



dem Bärenstein und Holzhausen, Berlebeck und dem Donoper Teich.

Wie sehr Onkel Hugo es genoß, nach den schweren Jahren des Frontlebens nun in schönen heilen Heimatstädten, nach seinem jetzt vergleichsweise leichtem Dienst, in die geliebte Natur zu gehen, das erhellt vor allem ein Brief an Tante Martha Lohmeyer, den Hugo ihr aus Hedemünden am Kaufunger Wald am 26. April 1919, also noch aus seiner Lazarettzeit, geschrieben hat:

Meine liebe Tante Martha!  
Ich komme, Dir zu Deinem Geburtstag zu gratulieren. Du hast wohl von Grete einiges von mir gehört und weißt, daß ich hier in dem lieben kleinen Hedemünden beschaulich und weit weg von der üblen Politik und allem Krawall ein paar schöne Monate verlebt habe. Leider ist die schöne Zeit jetzt herum; unser Pionier-Batl.15 wird wie das ganze XV. AK (das Straßburger) aufgelöst und wir S.Offiziere werden anderswo eingesetzt. Ich werde vorläufig nach Hann. Münden kommen, weil bei dem P.II. kein Batl.Arzt ist. Das ist mir lieb, denn



nach dem üblen Krieg und all dem anderen Üblen ist es mir eine große Freude, den Frühling hier in dieser schönen Gegend noch erleben zu können. Han. Münden ist nur 10 km von hier und liegt landschaftlich ebenso schön. Und Du glaubst nicht, wie anmutig das Werratal ist. Gerade Hedemünden, ein kleines verschlafenes Städtchen von nicht mehr als 1000 Einwohnern, mit schönen niedersächsischen Fachwerkhäusern und einer ganz interessanten Geschichte, hat mir ausnehmend gut gefallen. Du kannst es



**Martha Lohmeyer mit ihrer Mutter  
Georgi**

mit Schwalenberg vergleichen. Nette Leute, denen man freundschaftlich nahegetreten ist als „Honoratschon“, eine gute und ziemlich wohlfeile Verpflegung, und vor allem eine wunderbare Natur. Du glaubst nicht, wie reizvoll die Bergwälder des Werratales sind, der Kaufunger Wald und der Reinhardswald. Ich habe das Aufwachen und Wachsen der Natur erlebt mit allen Sinnen wie wohl noch niemals in meinem Leben. –

Da mein Dienst mir reichlich Zeit läßt – die Nachmittage waren fast stets zu meiner Verfügung – so habe ich die Landschaft stundenweit durchstreift zu Fuß und zu Pferd.

Auch auf der Werra bin ich schon gerudert im letzten Monat. Dabei habe ich meine alten Liebhabereien, die praktischen Naturwissenschaften, wieder aufgenommen, und so lebe ich z. Zt. wirklich als ein seliges Stück Natur. Ich habe mir gute Bücher als Handwerkszeug besorgt und vom Februar ab mit viel Liebe jeden ersten Boten erwachenden Lebens in Flora und Fauna begrüßt. Besonders habe ich mich viel mit der Vogelwelt beschäftigt und es ist mir auch gelungen, recht gut in das Leben der Singvögel einzudringen. Bis auf die letztangekommenen Zugvögel kenne ich fast jede Vogelstimme, und das ist mir neu und schön und



**Hedemünden**



bereichert die Wanderungen unendlich. Daß ich auch die Botanik nicht habe liegen lassen und darin ein gut Stück fortgeschritten bin, kannst Du Dir denken. Es ist eine überreiche Flora hier und schon jetzt kann man durch ganze Teppiche von Blüten wandern. – Leider ist das Wetter rauh. Wir hatten bisher weniger warme Tage, und heute früh war noch einmal alles verschneit. Aber am Karfreitag z. B. und an einigen anderen Tagen, wo die Sonne schien, war ich schon um 5 Uhr früh auf den Beinen und um 6 Uhr stand ich schon 400 m hoch auf meinem Heideberg über dem Werratal. Da kann man singen und jubeln und ist so köstlich allein und vertraut mit der Natur.



Hedemünden

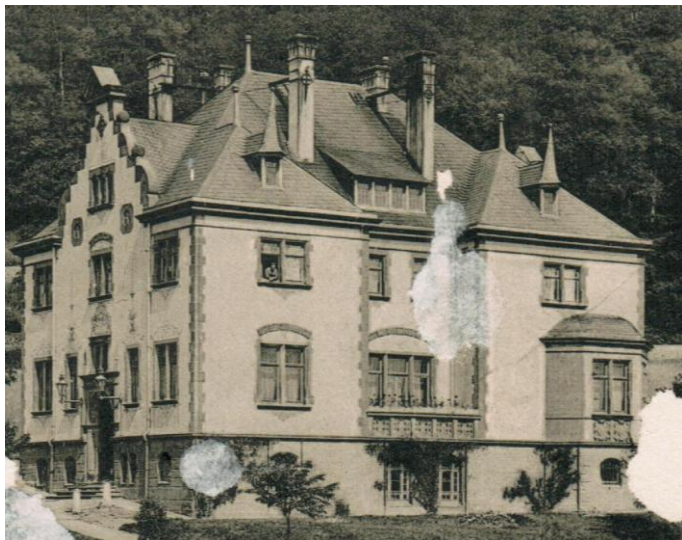


ittags auch schon nackt in der Sonne gelegen, in Tannenschonungen oder hoch auf den Heideberge, und bin verträumt und versunken in lauter Sonne und Frühlingsduft. Es ist so wunderbar primitiv hier. Man läuft in seiner alten Lederbux umher und klettert auf die Bäume, man wälzt sich in Blüten und an den sonnigen Berglehnen, und will nichts sein als ein



Stück Natur. –  
Und der schönste Teil des Frühlings kommt ja noch! Ich schicke Dir ein paar Kleinigkeiten zu Deinem Geburtstag und hoffe, daß auch Du Kraft und Frohsinn aus dem schönen Frühling Dir holst.  
In alter Liebe  
Dein Hugo Flg





Dieses Gebäude auf der Tillyschanze in Hannoversch Münden diente zu Hugos Zeit als Offizierskasino. Heute (2014) ist es ein Altersheim



## 5. Uschlag bei Kassel

Aus dieser Nachkriegszeit datiert Onkel Hugos Liebe zu der großen Landschaft der Hohen Rhön und des Kaufunger Waldes, die er von Hedemünden und später von Han. Münden erwanderte (s. Uschlag b/Kassel). Ende 1920 – nach seiner Entlassung aus dem Heer – machte Onkel Hugo den Versuch, eine Zivilpraxis aufzumachen, einzurichten. Schwester Frida Pohlmann, eine Rotekreuzschwester, mit der H. F. schon in Lazaretten zusammengearbeitet hatte, begleitete ihn als Sprechstundenhilfe. Onkel Hugo's Wahl fiel auf das Dorf Uschlag ca. 10 km ostwärts

von Kassel. (Nach Auffassung meiner Großmutter und meiner Mutter war der Einfluß dieser Frau Pohlmann nicht gut!) Ihr Name taucht in den Hinterlassenschaften HF's noch einmal in einem provisorischen Testament von Onkel Hugo auf , das





dieser am 19. Dez. 1921 verfaßte. Es lautet:

Mein letzter Wille.    Uschlag, den 19. Dezember 21

Für den Fall meines Todes bestimme ich, daß mein Nachlaß bzw. dessen Erlös zu gleichen Teilen an meinen Bruder Paul Flemming und an Schwester Frida Pohlmann fällt. Dieses Schreiben soll an Stelle eines Testamentes gelten.

Geschrieben Uschlag, den 19.  
Dezember 21

gez. Hugo Flemming  
prakt. Arzt

Der Versuch, in Uschlag eine Praxis zu betreiben, scheiterte nach einem Jahr. Die nervliche Zerstörung durch die Mo.-Sucht, das Erbe der Kriegszeit, ließ keine ordentliche Versorgung der Patienten zu: oft war Onkel Hugo für Tage unfähig, die Praxis zu versehen, die Patienten zu behandeln.

Es war natürlich ein Teufelskreis, daß er, als approbierter Arzt, sich die Mo.-Rezepte selbst ausschreiben konnte. Er spürte den kommenden Verfall und ließ sich wiederholt in Entziehungsheime einweisen, deren Wirken aber nur vorübergehend von Erfolg waren.

So war er in dieser Zeit einmal längere Zeit in Hannover-Linden, im Hause „Siloah“ zur Kur. Aber trotz aller Freiwilligkeit, mit der Onkel Hugo sich dort (wiederholt) einweisen und behandeln ließ, um Heilung zu finden, wurden die Rückfälle immer häufiger und heftiger. Bald war der alte, hoffnungslose Zustand wieder da. –

Dabei gab es Wochen, in denen man dem äußerlich kräftigen Menschen nichts anmerkte. Als die ärztliche Tätigkeit in Uschlag Ende 1921 aufgegeben werden mußte, fuhr meine Mutter dorthin u. löste den Haushalt auf. Sie nahm den kranken Bruder in ihr Haus auf in der Lessingstraße 7 in

Urtrag, den 19. Dezember 21.

Für den Fall meines Todes bestimme ich, daß mein Nachlaß bzw. dessen Erlös zu gleichen Teilen an meinen Bruder Paul Flemming und an Schwester Frida Pohlmann fällt.

Dieses Schreiben soll an Stelle eines Testamentes gelten.

Geschrieben Uschlag, den 19. Dezember 21.

Hugo Flemming  
prakt. Arzt.

Itzehoe. Ein neues Kapitel, das letzte seines Lebens, begann für Onkel Hugo.



An der Hauptstraße in Uschlag (2014)

## 5. Itzehoe/Holstein

In unserem Haus in der Lessingstraße zog Onkel Hugo in das „Fremdenzimmer“ im 1. Stock. Um doch noch zu gesunden – diese Hoffnung hat ihn bis 1925 nie ganz verlassen – trat er in die Itzehoeer Zuckerfabrik ein, als einfacher Transportarbeiter. Er wollte sich einmal körperlich vollkommen ausarbeiten; darum wurde er eingesetzt im Lager, wo er den ganzen Tag über 2 Zentner schwere Zuckersäcke tragen und aufstapeln mußte. Er hat diese für ihn ganz ungewohnte Arbeit monatelang durchgehalten. –

Für uns vier Kinder war die Anwesenheit von Onkel Hugo in unserem Hause ein bedeutendes Ereignis, denn der Onkel ging mit der Nichte und den drei Neffen an freien Nachmittagen spazieren in Wald und Heide, Lehmwohld, im Paradies, im Pünstorfer Wald, im Breitenburger Wald und sogar in der Halloh. Dieser Onkel war gar nicht so „von oben herab“ oder feierlich wie manche Bekannte, sondern er streifte mit der lebhaften Schar der Kinder durch Wald und Feld. Er wußte alles, was man sah, zu erklären, er kannte die Namen und die



Itzehoe, Lessingstraße 7

Bedeutung von Pflanzen und Tieren. Er öffnete den Kindern erst Augen und Ohren für Dinge, die sie früher kaum wahrgenommen hatten. Dieser Onkel war ein großes Geschenk für uns vier Kern-Kinder! Er war für uns der schönste Vater-Ersatz, den wir uns denken konnten.

In einem Brief im Winter 1922/23 schreibt Onkel Hugo:

... und eben war ich wieder draußen mit den Kindern, jetzt im Hagel und Schneegestöber. Wir haben tüchtig geschneeballt. Und ein Osterblümchen sahen wir zaghaft, aber doch ganz tapfer mitten im Schnee stehen. Wie schön ist es, wenn Blumen, die man lieb hat, Wind und Wetter vertragen können.

Ein Augenblicksbild im Frühling 1923: Wir Kinder stehen mit Onkel Hugo hinter unserm Haus an dem kräftigen jungen Walnußbaum im Garten. Diesen Baum hat noch unser gefallener Vater bald nach dem Einzug der Familie (1913) gepflanzt. Im Jahre 1917 kaufte unser Vater dann das Haus von Baumeister Groth.



Onkel Hugo: „Hört ihr den Buchfink, da sitzt er auf einem Zweig des Apfelbaumes! Seht ihr, wie seine kleine Kehle sich aufbläht, wenn er sein Lied singt? Er kann seinen Liedvers noch nicht so ganz genau, er lernt noch, das merkt man an der ungenauen Schleife am Ende seiner Strophe.“

Einige Tage später: „Hört ihr, jetzt kann der Fink sein Lied ganz sicher: wie hell und schön klingt es in der Frühlingsluft!“

An einem Abend: „Da, seht ihr, da singt die Amsel so schön. Jetzt kann man sie besser sehen, sie sitzt bei Bartels [unser

Nachbar schräg gegenüber] auf der höchsten Spitze des Daches. Welch ein Wohlklang und Frieden liegt im Gesang dieses Vogels in der Abenddämmerung!“

Im Juni: „Habt ihr schon mal eine Nachtigall belauscht, so richtig meine ich, ganz dicht dran? Nein? Dann kommt mit, ich weiß, wo im Unterholz im Lehmwohld eine singt!“

Es war immer wieder für uns Kinder die größte Freude, nachmittags oder auch mal an einem Sonntag-Vormittag mit Onkel Hugo in Wäldern und Feldern spazieren zu gehen. Meistens gingen wir durch den Lehmwohld, an der





Waldschenke „Klosterbrunnen“ vorbei, wo die drei Fischteiche lagen. (Onkel Hugo: „Da haben die Nonnen vom Itzehoer Kloster im Mittelalter ihre Karpfen füttern lassen, damit sie in der Fastenzeit [Passionszeit] Fische statt des verbotenen Fleisches essen konnten; denn ‚Fisch‘ war kein ‚Fleisch‘“). Wir Kinder kannten die Äbtissin des Adelligen Klosters neben der St.-

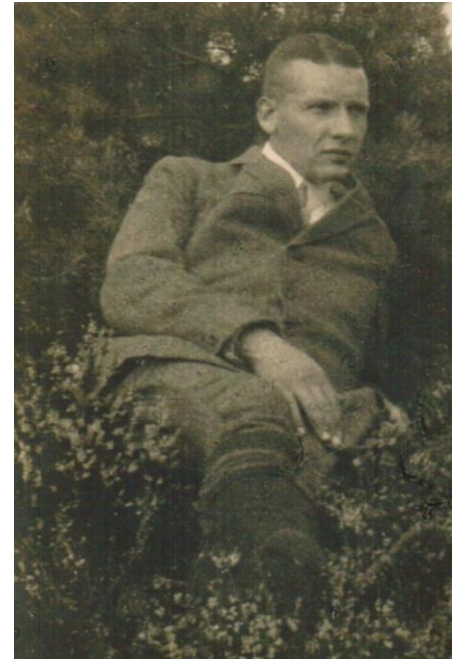


**Itzehoe, September 1923: Marie Kern mit ihren Kindern Elisabeth, Karl Friedrich und Alexander**

Laurentii-Kirche gut: sie hieß Prinzessin Marie von Schleswig-Holstein-Glücksburg und war eine Tante des letzten Kaisers Wilhelm II. Sie lud unsere Großmutter Flemming manchmal ein in den Prinzeßhof. Großmutter war Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins. – Hinter Klosterbrunnen begann die „Dunkle Nacht“, ein düsteres Tannengehölz, hinter dem sich der lichte Laubwald des „Paradieses“ mit seinen grüngoldenen Buchen besonders gut machte.

Zwar kannten wir Kinder diese Waldgegenden schon von früh auf, aber bei Onkel Hugo's Führung ging uns erst

**Hugo, Grete und Karl auf dem Bärenstein**



langsam auf, was man da alles sehen und hören konnte. Es war, als ob wir durch ihn, den gründlichen Kenner aller Bäume und Büsche, Blumen, Kräuter und der Tierwelt im Wald, erst richtig sehen lernten. Ihn konnten wir immer fragen: der kluge Onkel wußte auf diesem Gebiet einfach alles, sogar die lateinischen Namen, die wir aber kaum behalten konnten. Nur einen dieser latein. Namen weiß ich bis heute noch, den Namen der Krähe.

Onkel Hugo machte das so: Seit Jahrzehnten fliegen morgens und abends große Scharen von Saat- und Nebelkrähen über die Stadt Itzehoe. Bei Dunkelwerden kehren sie zu ihren Nistbäumen am Breitenburger Weg laut krächzend zurück. Der Onkel fabrizierte nun einen „Kalauer“, um uns den Namen dieser Rabenvögel einzuprägen: „Seht ihr die vielen Krähen da oben? Welche Menge, es sind wohl weit über hundert; sie fliegen nun zu ihren Schlafbäumen am Breitenburger Weg, ihr wißt doch, da wo die Chaussee immer mit den



Hugo, Grete und Karl im  
Eggegebirge

Exkrementen – – also mit den vielen weißen Häufchen übersät ist, über die die Spaziergänger und die Autofahrer immer schimpfen. Ja, da fliegen sie hin.“

Nach ca. fünf Minuten: „So, jetzt seht nochmal hin, wo sind sie nun? Was ist da nun am Himmel? Richtig: gar nichts! Oder auf Plattdeutsch heißt das: ‚Gornix!‘, das wißt ihr doch! Ja, da haben wir gleich den lateinischen Namen dieses Vogels, der Krähe, er heißt: ‚cornix‘, alle mal zusammen: ‚Krähe heißt Cornix!‘“ – – Das war spaßhaft gemeint, aber ich habe diese gewaltsame etymologische Erklärung bis heute behalten = 60 Jahre!

Onkel Hugo zeigte uns die Unterschiede in den Blattformen der Bäume: bei Eiche, Buche, Ahorn, Kastanie und Eberesche, Erle und Birke, Hainbuche und Weide. Er suchte mit uns im Lehmwohld die ersten Anemonen (Buschwindröschen), wir nannten sie damals „Osterblumen“, und weiter Scharbockskraut,

Taubnesseln, Sternblumen, Maiglöckchen, Hahnenfuß und am Wasser Sumpfdotterblumen u. v. a. m.

Er befahl uns, leise im Unterholz des Paradieses ganz stillzustehen, uns nicht zu rühren, und einige Sekunden später zogen zwei prächtige Fasanenhähne wenige Meter entfernt über den Wildpfad!

Er ließ uns Kamillenblüten und Pfefferminzblätter in der Hand zerreiben und den kräftigen Geruch tief einatmen. Er machte uns aufmerksam auf das periodische Hämmern des Spechtes, das weit durch den Wald klang, und auf den „harschen“ Schrei des Eichelhähers, des „Markwarts“, des Polizisten des Waldes, der alle Vogel warnt, wenn die „Zweibeiner“, d. h. wir Menschen, durch den Wald ziehen. Der Onkel kannte die Spuren der Tiere auf dem feuchten Waldboden und im Schnee: den Hoppelgang der Hasen und Kaninchen, die Fuchsfährte und die Schleifspur des Eichhörnchens im



Schnee. Er wies uns hoch über der Waldwiese den ruhig kreisenden Flug der Mäusebussarde, die sich ihr „Kiäh“ zuriefen; und er zeigte uns die schräge Dreiecksform der nach Norden ziehenden Wildgänse. Er wanderte mit uns durch den Breitenburger Wald zu den Fischteichen bei Charlottenberg, an der großen Störschleife, wo wir manchmal einen stocksteif im Schilf stehenden grauen Reiher gewahrten.

Und dann sammelte Onkel Hugo mit uns alle erreichbaren Früchte des Waldes und der Knicks an den Feldern: Holunderbeeren, wilde Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren und die schwarz-blauen Früchte der Schlehensträucher, die erst nach dem Frost so angenehm herb schmecken. Außerdem die Früchte der Eßkastanie (Maroni) in ihren stacheligen Hüllen – im Gegensatz zu denen der Roßkastanie, die wir nur zum Spielen, zum Körbchen-Schnitzen sammelten. Und dann die dreieckigen Früchte der Buchen, die nußsüßen Bucheckern, die zu Tausenden



unter den riesigen Buchenbäumen im Lehmwohld lagen, besonders reichlich – wie ich mich erinnere – im Herbst des Jahres 1923. Wir sammelten damals diese Eckern zu fünf Personen = der Onkel und wir 4 Kinder, in Mengen und brachten sie in kleinen Säckchen nach Hause. Im Spätherbst saßen wir dann abends, nach dem Abendbrot, alle zusammen um den großen schwarzen Tisch unter der grünen



Gaslampe und „palten“ die Bucheckern aus ihren blanken braunen Schalen. Mit Mutter und Großmutter waren wir dann 7



eifrige „Auspaler“, und das schaffte recht gut. Großmutter hatte zur „Förderung der Produktion“ ein Spiel erfunden, das sich „Hasenjagd“ nannte: Ein „Paler“ wurde zum „Hasen“ ernannt und bekam 25 Eckern vorgegeben. Er allein zählte nun seine fertigen Eckern weiter, während alle anderen mit ihren zusammengezählten E. versuchten, den „Hasen“ einzuholen. Die Mühen der siebenköpfigen „Bucheckernauspalfamilienarbeitsgemeinschaft“ wurden dann Weihnachten 1923 belohnt, als wir unserer Mutter 10 große Flaschen Nußöl auf den Gabentisch setzen konnten, die in der Ölmühle ausgepreßt worden waren. Wegen der Inflation war dieser Winter in punkto Ernährung sehr schlimm, sehr knapp.

Als akustischen Höhepunkt dieses Inflationswinters habe ich noch in Erinnerung, daß auf der Straße ein Karrenhändler immer wieder ausrief: „10 Apfelsinen: eine Billion!!“ Zum Beweis, daß die „Apfelsinen-Billion“ kein Fantasieprodukt von mir ist, füge ich einen Geldschein bei, der im Frühling 1924 in Deutschland im Umlauf war. Es sind dies schon Zahlen,



die man sich kaum mehr vorstellen kann, wenn man bedenkt, daß 1000 Millionen = 1 Milliarde und 1000 Milliarden = eine Billion sind. – –

Pilze-Sammeln mit Onkel Hugo! 2 bis 3 Tage nach starkem Regen gingen wir zusammen auf Pilzsuche, mit Körben und Taschen bewaffnet. Auf diesem Gebiet sind ganz genaue Kenntnisse lebenswichtig! Aber der Onkel kannte nicht nur alle Arten – klassifiziert nach: eßbar – ungenießbar – giftig –, sondern er wußte auch genau, wo im Wald und zu welcher Jahreszeit man bestimmte Pilze finden konnte. Vor diesen „Pilzlehrgängen“ kannten wir Kinder nur drei eßbare Sorten: den Champignon, der auf den Störwiesen und auf den Weiden in Heiligenstedten wuchs, den Steinpilz, den man im Lehmwohld fand, und den Pfifferling, der im Buchenwald im „Paradies“ gedieh. Alle andren von uns gelegentlich gesichteten Pilze

rührten wir nicht an und hielten sie für giftig. Grob gerechnet haben wir durch Onkel Hugo in 2 Jahren dazu mindestens 10 neue eßbare Pilzarten kennengelernt, haben sie mit ihm

„geerntet“ und – – nachdem Mutter sie gekocht oder gebraten hatte – – haben wir sie mit Appetit gegessen, oft und ohne eine Panne, die ja hätte übel ausgehen können! Als besonders gutschmeckend habe ich den Tannenreizker im Gedächtnis, den wir massenhaft auf dem Nadelboden von Tannenschonungen an den Twietbergen fanden. Dann den großen Birkenpilz, den Maronenpilz (im Paradies und im Pünstorfer Wald), den Hallimasch, einen gelben, büschelweise wachsenden Pilz, der roh = giftig ist, gekocht aber sehr gut mundet; der gelblich-weiße Bovist, der nur als ganz junger kugeliger Pilz gepflückt wurde, der Butterpilz, braungolden, und – als ein Unicum – der Schwindling, auch Muserong gen., der auf zwirndünnem schwarzem Fuß



**Abbildung in Hugos Personalausweis, 1923.  
Der unvollständige Stempel links oben zeigt,  
dass er das Bild vorher schon auf dem Amt in  
Hannoversch-Münden benutzt hat**

pfenniggroße, braunschwarze Hütchen trug: dies war ein Würz-Pilz, der vor allem an dicken Baumwurzeln vorkam und der getrocknet wurde.

Onkel Hugo machte uns sehr gründlich und immer wieder auf die Unterschiede ähnlicher eßbarer und giftiger Pilze aufmerksam, wie z. B. Knollenblätterpilz und Waldchampignon, Satanspilz und Steinpilz; am einfachsten waren die Fliegenpilze zu erkennen, sie und ähnliche „Brüder“ waren allesamt giftig oder ungenießbar. Auch die „Täublinge“ in den verschiedensten Farben (von braun über rot bis gelb) kamen als Eßpilze nicht in Frage.

Nach unseren Pilzsuchaktionen kamen wir dann am späten Nachmittag nach Hause, mit vollen Körben und Taschen. Onkel Hugo bestand dann darauf, daß die eßbaren Pilze sogleich gekocht oder gebraten wurden, da auch gute Pilze leicht schlecht werden, verderblich sind. Wie oft mag unsere arme Mutter innerlich gestöhnt haben über diese zusätzliche Mühe! Äußerlich ließ sie sich nichts anmerken, denn sie freute sich immer wieder zu sehen, wie begeistert wir Kinder mit Onkel Hugo in die Wälder zogen.

Natürlich fanden diese Streifzüge in die Natur nur dann statt, wenn es Onkel Hugo gut ging. Es kamen auch Tage, in denen er

nicht ansprechbar war, wo er still und starr oben in seinem Zimmer saß und aus dem Fenster schaute. Dann hatte er wieder Morphium genommen. Meine Schwester Elisabeth erinnert sich noch genau, daß wir Kinder von ihm mit Rezepten in die Apotheke geschickt wurden. Aber sonst merkten wir Kinder nichts. – Aus Uschlag war mit Onkel Hugo's Sachen auch seine Bibliothek nach Itzehoe gekommen. Sie stand auf einem hohen und breiten Bücherbord in dem Fremdenzimmer im 1. Stock, in dem Onkel Hugo in den Jahren 1921–25 wohnte.

Um 1927–30, als ich dies Zimmer bekam, habe ich viel in den schönen Büchern gelesen, in den nachgelassenen Papieren geblättert und Bildbände angesehen. Ich erinnere mich, daß an Klassikern Shakespeare, Goethe, Schiller, Heine und Hebbel dort standen, neben Uhland, Mörike u. a. Eine erstaunlich reichhaltige Sammlung von Märchen aus vielen Ländern fand sich dort: ich habe noch einige Länder im Gedächtnis, deren Märchen und Sagen dort standen: außer Deutschland Schweden, Litauen, Rußland, Serbien, Bretagne (Frankreich) und Schottland. Dann stand in dem Bord eine kostbare Gesamtausgabe von Oscar Wilde's Werken in braunem Halbleder. Diese Fundgrube guter Literatur habe ich damals weidlich ausgenutzt.

An seltenen Abenden durften wir Kinder oben in Großmutter's Wohnstube zuhören, wenn Onkel Hugo „Verse aufsagte“ (so nannten wir es). Mit seinem glänzenden Gedächtnis konnte Onkel Hugo seitenlang aus Goethes „Faust“ frei rezitieren. Oder es waren Szenen aus „Hamlet“ oder aus der „Winterreise“ von Heine. Wenn er dann das Rezitat aus einem Werk abbrach, sagte er immer zum Schluß: „Mutter, der Mann kann was!“ – – als höchstes Lob des Dichters.

-----

Auf die andere Seite des Lebens von Onkel Hugo kann vielleicht ein Brief aus einem seiner Aufenthalte im Mo.-Entziehungsheim Hannover-Linden ein Streiflicht werfen. Er schrieb an seine Schwägerin Grete Flemming damals:

Meine liebe Grete!

Du siehst, ich bin schon ein Stück weitergekommen und kann schon wieder leidlich schreiben. Seit 2 Tagen habe ich gar keine Arzneimittel mehr bekommen und habe heute tüchtig gegessen. Das Schlimmste ist also vorbei. – Ganz besonders danke ich Dir, liebe Grete, für das reizende Buch von G. Preller. Du hast schon recht, es ist ein Genesungsbuch. Grade jetzt, wo der Körper noch schwach und klapprig ist, greift der Geist umso weiter

aus; und jetzt, wo ich von dem dumpfen Gift frei bin, zeigt sich mir die Reinheit köstlicher und heiliger. Die Gedanken in dem Buch sind mir ja natürlich nicht fremd, wenn ich sie auch nie in solch wundervoller Form gedacht oder vorgefunden habe. Und nun denk Dir, wenn man doch weiter will und aus der Dumpfheit heraus und kommt dann durch Schwäche und mißliche Verhältnisse in diesen toten Morphium-Sumpf hinein, das muß doch Kämpfe geben, an denen auch bessere Leute wie ich zerbrechen. Die platte allgemeine Meinung heißt: „Der nimmt Morphium, der betäubt sich, um sich das Leben leicht zu machen.“ Liebste Grete, ganz abgesehen von allem körperlichen Elend ist das Leben des Morphinisten, der noch nicht ganz auf anständiges Wollen verzichtet hat, das schwerste, was sich denken läßt. Jeden Tag 2–3 mal wiederholt sich der gleiche Kampf, in dem man letzten Endes immer unterliegt. Und wie das Ekel macht [schafft] und Depressionen, wie das jede kleinste Freude und jeden Sonnenstrahl im Leben tötet, das wirst Du schon verstehen. Er kennt keinen Frühling, keine Sonne, er hat nicht mehr die Kraft zur Freude, denn er zerreibt all sein Wollen in diesem ewigen, aussichtslosen Kampfe. Aber eine Frucht trägt die Sache vielleicht doch: Man kämpft keinen Kampf umsonst: Der Sieger einen Zuwachs an Kraft, der Unterliegende einen solchen an Einsicht und Klarheit. Und grade diese Klarheit der

Genesungszeit ist eine solche Frucht der Kämpfe. Das äußert sich verschieden: Manchmal sieht man alle Dinge in übergroßer Schärfe und Härte, und dann wieder sieht man nur in Bildern und fühlt in Melodien.

Und nun lebt herzlich wohl, Ihr lieben Leute  
Gruß und Kuß

von Bruder Hugo.

Nachdem Onkel Hugo ungefähr ein halbes Jahr in der Zuckerfabrik Säcke geschleppt hatte, richtete er sich in der Nachbarschaft der Lessingstraße, im Hause der Familie Loges, ein Zimmer als Sprechzimmer einer homöopathischen Praxis ein, ermutigt dazu von seinem älteren Kollegen in der Lehmwohldstraße, Herrn Sanitätsrat Dr. E. Clasen. Onkel Hugo fand bald in der Nachbarschaft im Dorf Sude (Vorort von Itzehoe) einige Patienten, die auf die milden Medikamente der Biochemie gut ansprachen, nachdem die allopathischen ihnen als zu scharf und schädlich erschienen waren. Ich erinnere mich an das Ehepaar Naber in der Goethestraße, das bald sehr treue Patienten wurde und „auf ihn schworen“.

Auf Anregung des Herrn Sanitätsrats Clasen beschäftigte sich Onkel Hugo dann auch mit Körpermagnetismus und dem

„Pendeln“. Hier ziehe ich eine Notiz in meinem Terminkalender vom 10. Juli 1970 in Itzehoe hinzu. Es steht da:

Heute um 14 Uhr haben wir auf dem Waldfriedhof Frau Metta Nordmann, vom Coriansberg 33, begraben. Sie wurde geboren am 2. Sept. 1875 – also vor 95 Jahren. Sie war die Ehefrau des Maurers und späteren Heilmagnetiseurs K. Nordmann, der 1955 starb.

Zu diesem Heilmagnetiseur brachte Onkel Hugo mich im Sommer 1923. Er wohnte in der Schützenstraße bei den alten Kasernen an der Kaiserstraße. Ich war damals ein kränklich aussehender, ganz magerer kleiner Junge von 12 Jahren, durch die Unterernährung im Weltkrieg im Wachstum zurückgeblieben. Ich hatte stark rachitische Zähne und wog in diesem Alter (nach Angabe meiner Mutter) 48 Pfund. – Der Magnetiseur legte mich auf einen Gartenliegestuhl. Dann strich er langsam mit beiden Handflächen mir – ohne mich zu berühren – vom Kopf über den Leib bis zu den Füßen. Es war für mich ein „Schauder“-Gefühl: ich spürte eine kalte Welle von seinen Händen ausgehen, die gleichmäßig über meinen ganzen Körper wanderte. Es war eine starke Auswirkung des Körpermagnetismus‘ dieses „Heilpraktikers“. – Man spricht von dieser Art des Körpermagnetismus auch als vom „Mesmerismus“. Um 1800



machte der damals in Wien lebende Arzt Dr. F. A. Mesmer die Beobachtung, daß gewisse Menschen durch Bestreichen mit einem Magnet in eigentümliche Zustände versetzt wurden, in Schlaf oder Gefühllosigkeit verfielen, oft krampfartige Anfälle bekamen oder in eine Art Starrkrampf übergingen und Seelenfähigkeiten entwickelten, die ganz verschieden waren von ihren Fähigkeiten in normalem Zustand; daß diese Personen dann meist aus diesen Krisen geheilt hervorgingen. Bald fand er heraus, daß er auf den Magnet verzichten konnte und nur Striche und Bewegungen mit seinen Händen genügten.

Nach Joh. Baptist Wiedemann: „Urheilkunde des Magnetismus“ (Leipzig):

– darf magnetische Heilweise nicht mit Hypnotismus verwechselt werden. Durch die magnetische Behandlung findet keine Unterdrückung

des Willens statt. Der Heilmagnetiseur überträgt das gesunde, magnetische Fluid durch Handauflegen oder durch Striche – mit oder ohne Berührung des Körpers – direkt auf das Nervensystem des Kranken; oder er regt durch seinen Willen den eigenen Willen des Patienten und dessen Naturheilskraft an.

Ende 1922 kam Onkel Hugo durch den in unserer Nachbarschaft lebenden emer. Arzt Dr. Clasen auch in Berührung mit der Heilpraktikertechnik des „Pendelns“.

Dr. Clasen führte ihn ein in den Gebrauch des siderischen Pendels bei Diagnosen. Im gleichen Jahr hatte Dr. Clasen eine Schrift veröffentlicht mit dem Titel: „Die Pendel-Diagnose, ein Verfahren zur Feststellung der inneren Krankheiten der Menschen“ (1922). Um von der Schulmedizin wahrscheinlich zu erwartende scharfe Kritiken im Voraus „abzubremsen“, führte Dr. Clasen als Motto gegen „Ungläubige“ ein Zitat des berühmten Pathologen Dr. R. Virchow an: „Sie müssen sich dies Lachen gegenüber dem Ihnen Neuen gänzlich abgewöhnen: es ist das Dümme, was Sie machen können!“ – Zur gleichen Zeit erschien aber auch eine sehr kritische Gegenschrift von Dr. Feerhow: „Das Pendel – Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?“

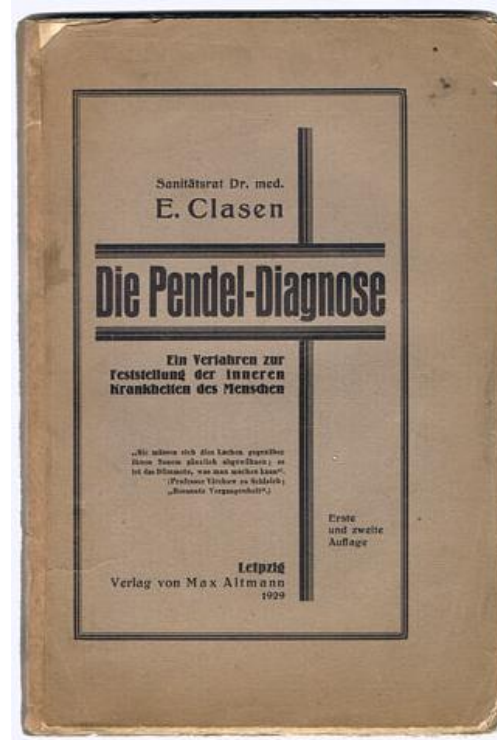


A. MESMER

In der Praxis sah das „Pendeln“ so aus, daß über ein handschriftliches Blatt oder eine Fotografie eines Kranken man vom auf den Ellbogen gestützten Arm ein Metallpendel von der Hand über den Schriftsatz an einem Faden frei pendeln, schwingen ließ.

Nach W. O. Roesermueller (1954):

– werden die Schwingungen des Pendels hervorgerufen durch einen kaum wahrnehmbaren nervösen Reflex, der in den Nervenbahnen bis zu den Fingerspitzen, die das Instrument halten, weitergeleitet wird. Der Mensch bildet also die „Mittelsperson“ zwischen dem von ihm gelieferten nervösen Strom und den Ausstrahlungen des Objektes, wobei der Schock beider Strahlungswellen die Bewegung des Pendels verursacht, deren Äußerungswert dann von Menschen durch in Experimenten gewonnenen Schwingungsgesetze festgelegt wurde.



Also: bestimmte Pendelfiguren für bestimmte Krankheiten. – Die „Mittelsperson“ erinnert doch stark an das „Medium“ der spiritistischen Sitzungen; und deshalb spricht Heinrich Jürgens (1953) in seiner Schrift: „Pendelpraxis und Pendelmagie“ auch ganz offen von „Pendelspiritismus“. Die Zwielligkeit dieser auf Körpermagnetismus aufgebauten Praktiken war m. E. für das schon stark angegriffene Nervensystem meines Onkels entscheidend negativ in seinen Auswirkungen. Nicht umsonst warnte H. Jürgens (s. o.) ernstlich in seiner Schrift:

Allen, die sich mit dem spiritistischen Pendel befassen wollen, sei gesagt, daß die Beschäftigung mit dieser Art von Pendelmagie äußerst gefährbringend für die Experimentatoren werden kann; denn mit der Überlassung der Führung des Pendels an unsichtbare, uns zum Teil nicht erkennbare Intelligenzen zieht der Ausübende eine Menge Wesenheiten an sich, die ihn in seiner geistigen Verfassung stören und schädigend auf ihn zu wirken vermögen. Es sollten sich daher mit

dem Pendel-Spiritismus nur solche Personen abgeben, die entweder eine sichere geistige Führung besitzen oder die selbst geistig kraftvolle zielbewußte Naturen sind.

Dies Letztere traf für Onkel Hugo im Jahre 1922 bestimmt nicht mehr zu. Ich fürchte daher, daß diese „dämonischen Kräfte“ ihm sehr geschadet haben und seinen Untergang beschleunigten.

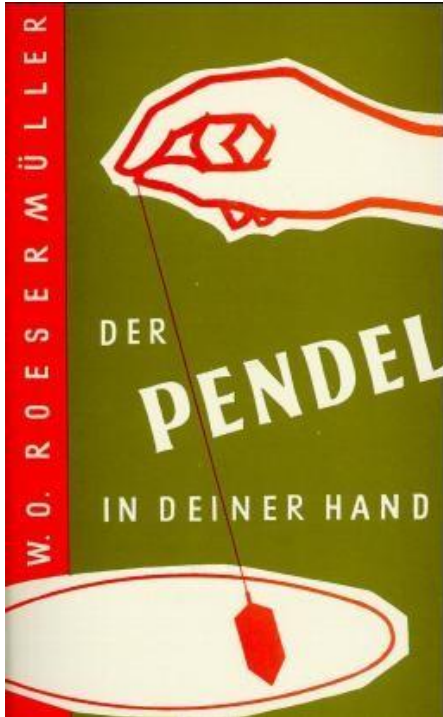
Über Onkel Hugos Tätigkeit auf diesem – für ihn gefährlichen –

Gebiet füge ich hier als Beispiel eine Postkarten-Nachricht von ihm an seinen Bruder Karl bei, aus Itzehoe, vom 5. März 1924 (Es handelt sich hier um eine Pendeldiagnose über der Handschriftprobe einer HF unbekanntem Person in Detmold):

Lieber Karl!  
 Mein Wissen über diese Dinge [Pendel-Diagnose] ist noch begrenzt. Glaube also nicht,

lieber Junge, daß ich die Schwierigkeit verkenne oder gering achte. Man wirft nicht im Spiel und nicht ohne Grund ein Stück Fundament vom Bau der Schulmedizin über den Haufen. Denn dieser Bau steht jetzt 400 Jahre. – Und nun zur Auswertung von Gretes letzter Schriftprobe. Seht mal, was richtig ist:

Frau, etwa 65 Jahre alt (unsicher)	
Lebenskraft	körperlich gut geistig gleich null
Innere Organe:	durchweg gut bis auf den Mastdarm. Tätigkeit von Magen, Dünndarm und Keimdrüse auffällig stark.
r. Arm:	Schulter und Oberarm erkrankt
r. Bein:	bis auf den Fuß erkr.
Muskulatur:	Brust, Bauch u. Rücken rechts, Gesichtsmuskulatur links erkr.
Haut:	Brust, Bauch, Rücken rechts erkr.
Auge und Ohr	rechts erkr.
Großhirn:	linke Hälfte ++ erkr. (Hauptleiden)



Rückenmark: rechts erkr.  
Krankheitswurzel Cerebro-Spinal-  
Nervensystem  
Diagnose: Schlaganfall?

Es kommt mir sehr kühn vor, wie ich das so hinschreibe.  
Dich und Grete grüßt

Euer Bruder Hugo





## Mimmi Lundén

Im Sommer 1922 kam eine schlanke, großgewachsene blonde Schwedin namens M. L. für mehrere Wochen als Besuch zu Großmutter Flemming in unser Haus, Lessingstr. 7. Sie kam aus Göteborg, wo sie ein Lyceum leitete, und ihre Reise hatte den Zweck, ihr „Deutsch“ etwas „aufzumöbeln“. Fräulein Lundén war sehr sprachbegabt, beherrschte neben Deutsch auch Englisch und Französisch fließend. Ihre



Villa Hoyermann in Hoheneggelsen

Da Minna Hoyermann eine bedeutende Rolle im Leben der Fleming-Familie gespielt hat, muß ich hier etwas weiter ausholen.

Minna H. war von Jugend an fast blind. Nur auf einem Auge hatte sie noch 1/3 Sehkraft. In Hannover wurde sie Zögling der dortigen Blindenschule, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts mein Urgroßvater Dr. Friedrich Fleming leitete, als er Nachfolger seines Vaters Emanuel Fr. Fleming wurde<sup>9</sup>.



Minna Hoyermann

Bekanntschaft mit unserer Großmutter datierte schon aus der Zeit vor dem Weltkrieg. Damals war M. Lundén als Studentin bei Großmutter in Detmold gewesen, und beide hatten zusammen von dort auch Tante Minna Hoyermann in Hoheneggelsen bei Hildesheim besucht.

Nach Beendigung ihrer Schulzeit dort wurde M. Hoyermann, dank ihrer großen Energie und Intelligenz, selbst zur Lehrerin ausgebildet und später Vorsteherin eines Blindenpensionates, das sie viele Jahre mit großem Erfolg leitete. Um 1890 erwarb ihr Bruder, ein Apotheker, ein großes Gutshaus mit Garten und Park

---

<sup>9</sup> Der jüngere Friedrich Fleming baute die Blindenanstalt in Hannover auf, war also nicht im eigentlichen Sinne Nachfolger seines Vaters, der die Blindenanstalt in Dresden gegründet hatte.

in Hoheneggelsen und stellte es seiner Schwester als Alterssitz zur Verfügung. Durch Generationen blieb die enge Verbindung der Familie Flemming mit M. Hoyer mann fest bestehen. So waren meine Großmutter und alle ihre Kinder von klein auf wochenlang Sommergäste in dem sehr gastfreien Gutshaus mit seinem sehr großen, prächtigen Park, den eine hohe Steinmauer umgab. Ich selbst bin mindestens 2 mal während des Krieges 1914–18 bei Tante Minna mit Großmutter zu Gast gewesen. Natürlich waren auch Onkel Hugo und seine Brüder in jedem Urlaub ihre Gäste. Das Haus und der herrliche Obstgarten waren traumhaft; man traf dort als Gäste Theologen, Lehrer und Künstler an der stattlichen Mittagstafel, an der Tante Minna als Herrin des Hauses präsi dierte.



Anhand einiger Fotos erinnere ich mich, daß ich dort im Sommer 1917 meinen Patenonkel Hugo traf, der seinen Urlaub von der Westfront bei M. H. verlebte. Auf einem vergilbten alten Foto habe ich die Offiziersmütze von Onkel Hugo auf meinem kleinen Kopfe und im Arm seinen großen Schleppsäbel. Dieses Zusammen sein mit Onkel Hugo war insofern etwas ganz Besonderes, weil er, mein Patenonkel, seinerseits wieder Patensohn von Tante Minna H. war und weil wir beide am selben Tage Geburtstag hatten: am 6. Januar. – – –



**Hoheneggelsen Juli 1916: Elisabeth Flemming mit Enkel Alexander Kern**

Doch nun, nach diesem Rückblick, wieder nach Itzehoe im Jahre 1922.

Mimmi Lundén lernte in diesem Sommer auch Onkel Hugo kennen, dessen große Geistesgaben und umfassendes Wissen – weit über sein medizinisches Fachwissen hinaus – sie

bald erkannte und stark beachtete. Meine Großmutter war (wie schon oben erwähnt) gut bekannt mit der Frau Äbtissin des Adeligen Klosters Itzehoe, Prinzess Marie. Die Hofdame der Prinzessin war eine Schwedin, Fräulein von Schmitterlöw. Als die Äbtissin von dem schwedischen Besuch meiner Großmutter hörte, lud sie beide Damen ein nach Prinzesshof. Die schwedische Hofdame hat dann 1924 Onkel Hugo einige Wochen vor seiner Reise nach Göteborg schwedischen Sprachunterricht gegeben. – –

Onkel Hugo, seinerseits, war fasziniert von diesem frischen, lebensvollen Frauenbild aus dem Norden. Vor allem hatte es ihm ihre hohe Musikalität angetan: „Tante Mimmi“ – so nannten wir Kinder sie, spielte

July 1917



ca. 1915

ausgezeichnet Klavier und sang mit ihrer glockenklaren Sopranstimme uns Kindern schwedische Volks- und Studentenlieder vor.

In den Jahren 1924–25 vertonte Tante Mimmi auch mehrere Gedichte von Onkel Hugo, u. a. auch das Abendlied von Laon: „Des Abends, wenn die Schleier sinken, hör ich der Amsel Lied so gern.“

Onkel Hugo und Mimmi L. lernten sich in den Sommerferien 1922 und 1923 kennen und schätzen, und im Frühjahr 1923 lud Mimmi meine Mutter nach Schweden, nach Göteborg ein. Die Vorbereitungen zu dieser „Schweden-Reise“ hat Onkel Hugo in einer sehr launigen kleinen Geschichte geschildert.

### Die Reise nach Schweden

von Hugo Flemming 1923

Also, meine Schwester wollte eine Reise nach Schweden machen, zu einer Freundin, sprich: „Tante“, denn unsere Kinder haben die „Tanten“-Krankheit. Wenn sie glauben, von einer Frau was geschenkt kriegen zu können, so nennen sie sie „Tante“. Und diese Tante steht auf ihrer

Tantenliste obenan, denn sie wirft viel ab, das habe ich aus der Kinder eigenen Gesprächen erlauscht. –

Aber auch die andern Leute im Hause fanden an dieser Tante manches Schätzenswerte, vor allem, daß sie meine Schwester für vier Wochen nach Schweden einlud. Denn bei Vorgesetzten ist man selten böse, wenn sie mal verreisen, und denkt liebevoll über die, so ihnen die Wege dazu ebnen. –

Im März war sie eingeladen – im Juli sollte sie kommen; das war eine lange Zeit, aber wir wußten sie kurzweilig zu gestalten. Mal wollte sie hin und mal wollte sie nicht hin. Mal wollte Mutter vor dem Juli verreisen, mal nachher; mal sollte das graue Kleid mit violetter Seide besetzt werden und mal mit schwarzer. Und dann wieder stand ihr das Reisen so bevor, daß sie alle Leute im Haus für „tüterich“ hielt und sich unverantwortlich leichtsinnig schalt, daß sie, als die einzig Gesunde, verreisen wollte. Aber das wäre ja alles mit viel Überlegungen zu erledigen gewesen, nur wohin mit den 4 Kindern? In früheren Jahren, wenn sie recht gut hätten zu Hause bleiben können, wurden sie immer eingeladen. Als wir zu Pauls Hochzeit fuhren, hatten sich elf Freunde um sie gerissen, sodaß bestenfalls jeder 1/3 Kind gehabt hätte; und nun – keine Einladung! Ich verstehe, daß es nicht fein ist, mit Kindern

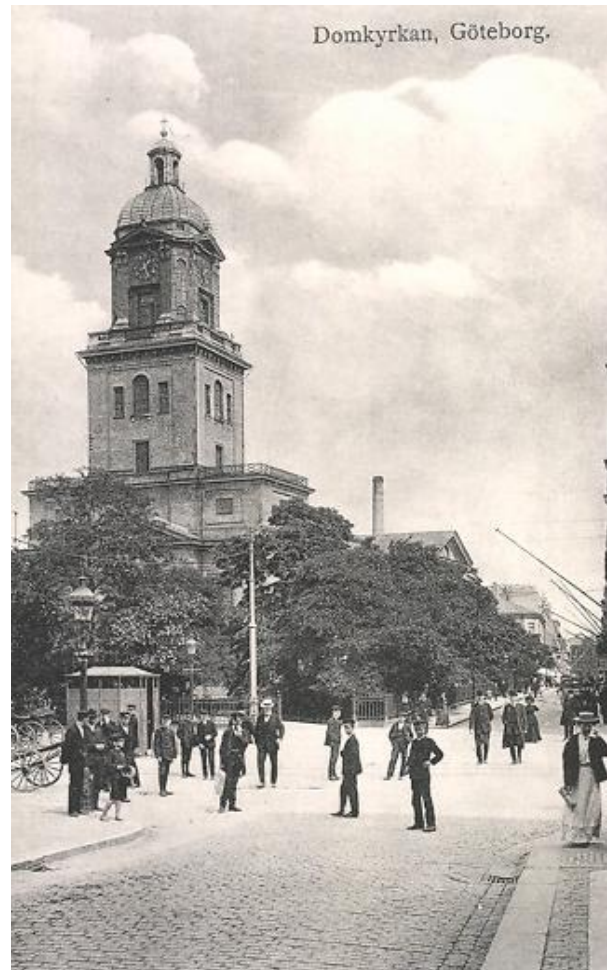


Mimmi Lundén

hausieren zu gehen, am wenigsten mit selbstgeborenen; aber es gibt doch zu denken, wenn keiner welche will. Drei Jahre hatte Onkel Otto 2 Jungens in den großen Ferien eingeladen. Statt diesem guten Onkel nach der Strapaze seine Ruhe zu gönnen, wurde eifrig im Familienkreise erörtert, warum er sie nicht wieder haben wollte. Und da kam es heraus: sie behaupteten, nicht satt geworden zu sein bei Tisch (der Onkel ißt wohl sehr schnell), und hatten sich seitdem häufig von der Köchin in der Küche vollstopfen lassen. Na, solche Jungens lädt man natürlich nicht wieder ein! Dann war da Adolf, der Älteste, der behauptete, er würde von einem Schulfreund auf dessen väterlichem Hof gewünscht. Dreimal zog er hinaus nach Heiligenstedten und brachte jedesmal treu 1 Liter Milch mit nach Haus, aber die Einladung blieb aus. Die Nervosität wuchs. Was der wohl verbrochen hatte? Früher war es nie ohne ihn gegangen, und jetzt? Die Einzige, die wir fest untergebracht hatten, war Elisabeth. Sie war, sozusagen, als „junges Mädchen“ an Freunde verdingt: Familienanschluß und gute Behandlung! Aber auch diese treffliche Vereinbarung geriet ins Wanken. Man beauftragte nämlich den klugen Onkel Hugo mit der Festsetzung der Mietfrage; und dieser stellte im Laufe der Verhandlung die Bedingung, daß seine Nichte nur mit 12 Kaninchen zusammen abgegeben werden konnte. So war Holland in Not! – –



Und außerdem mußten Lichtbilder beschafft werden für den Paß nach Schweden; und die Schneiderin hatte das Stickmuster auf dem neuen grauen Kleid windschief aufgezeichnet, und es regnete seit Wochen. Kurz, man wollte mal wieder gar nicht verreisen. Da, einige Tage vor der Abreise, kam die Erlösung: Ein Neffe des schnell essenden Onkels lud Karl-Friedrich und Alexander ein, Adolf wurde feierlich mit 12 Kaninchen zu seinem Freunde Hermann Gloyer auf den Bauernhof gebeten – wodurch Elisabeth stark entlastet wurde und ihre Stelle antreten konnte. Nun war allerseits große Freude: Alexander schnitzte Speere und Streitäxte, mit denen er die Wildschweine der Lüneburger Heide bekämpfen wollte, Karl-Friedrich überzählte immer wieder von neuem seine Barschaft. Adolf machte die Karnickel reisefertig und Elisabeth ging in einem Strahlen



und Leuchten umher, denn sie sollte „mit Bett“ verreisen. Aber auch sonst war man nicht müßig; es wurde gelichtbildert, Unter- und andere Jungshosen wurden geschneidert, und man verlieh in aller Eile einige Koffer in der Nachbarschaft, damit man später für die Reise keine habe. – Schon glaubten wir alles bestens geregelt, da kam ein neues Wetter herauf: Eine Schar älthlicher Tanten – „Pusonen“ genannt – trieb es plötzlich, uns zu besuchen; und jede hatte etwas Geheimnisvolles, Eingepacktes bei sich. Behandelten wir diese nun mit unserer natürlichen Herzengüte, so fingen sie an auszupacken and brachten die unglaublichsten Dinge, meistens gestickte Unbrauchbarkeiten oder Porzellane, ans Licht; die wollten sie nach dem valutastarken Schweden verkaufen; und meine Schwester, d. h. ihre Freundin „– ach, die reizende junge Dame von vorigem Sommer –“ sollte das besorgen. Glücklicherweise war nicht meine gutherzige Schwester Marie, sondern ihre robustere Mutter der Fels, an den diese

Flut prallte; und sie konnte es ab, nämlich die Mutter. All die schönen Dinge wurden einer Bekannten mit Dollarwährung zugeschickt, die gerade nach Amerika reiste. Wir aber beschlossen, gegen „Pusonen“ mit verdächtigen Paketen von jetzt an schnöde und herzlos zu sein. – –

Ach, aber es wohnen uns schräg gegenüber zwei körpergewaltige Nachbarinnen, die beide Töchter in Schweden haben, und diese machten mit Erfolg ihren Angriff auf der Schwester Nächstenliebe. Und nicht nur, daß sie sich mit den fremden Sachen halb totschieben sollte – – schmuggeln sollte sie! Meiner Schwester wurde es grün und blau vor den Augen. Am liebsten wäre sie jetzt noch zu Hause geblieben. Mariechen ist die Ehrlichkeit auf zwei Beinen, und nun sollte



Konzerthaus, Göteborg

sie schmuggeln – – aus Menschenliebe! Oha, aber – – sie hatte es versprochen. Ich bin sicher, daß die Menschen ohne Versprechungen viel glücklicher wären. – Meine Schwester irrte, wie der Löwe im zoologischen Garten, vor ihren Koffern hin und her und stopfte auf meinen Rat noch manches hinein, damit möglichst wenig Platz für die Nachbarinnen bliebe. Und das 1. Paket kam: 4 Paar Gummisohlen, Kleidungsstücke, zwei Paar Sandalen und Stoffe – – und das alles schlicht und anspruchslos in ein 4 Quadratmeter großes Badelaken eingehüllt. Die Dinge waren neu, aber, wegen des Zolles, mit viel Geschick angeschmutzt. Das Badelaken! Ich glaube, meine Schwester sollte es bei der heißen Witterung (wir heizten noch) als Burnus umtun und sich dazu als Araber frisieren – dann würde doch kein Zöllner was merken. Die andere Nachbarin war so klug, die Schmuggelobjekte vor unseren Augen zu

verbergen. Sie meinte sehr neckisch, sie mache meiner Schwester eine kleine Schlummerrolle, zum Anlehnen des Kopfes auf der Fahrt. Na, am letzten Mittag, kurz vor der Abfahrt, kam das „Schlummerkissen“. Der Henkel war schief angenäht und die Adresse unleserlich. Dafür war es aber sehr stattlich und gebuckelt wie eine schlecht gestopfte Blutwurst. Ich ging darauf zu, und siehe, es wog 3 Kilo. Nun wollte ich versuchen, wie es sich darauf schlummerte, aber o Schreck, es waren vielfach Kästen und harte eckige Gegenstände darin verarbeitet, und als ich es schüttelte, klöterte es! Was da klöterte, ob Bleisoldaten, Hosenknöpfe oder Pralinés, lauter Dinge, die es in Schweden gar nicht gibt, habe ich nicht mehr zu ermitteln vermocht. Ich hatte genug!! Mit Kummer und Sorge sahen wir meine Schwester scheiden. Sie hat auf diesem Schlummerkissen nicht sanft geruht. Ihr natürliches gutes Gewissen wäre ihr nützlicher gewesen, auch im Kampf mit den wißbegierigen Zöllnern. – Also, meine Schwester war weg; aber der Mensch soll Nutzen ziehen aus trüben Lebenserfahrungen. Zuerst dachte ich daran, Mutters Rücken- und Sofakissen aufzuschneiden, um darin meine langschäftigen Stiefel und meinen Tabak aufzubewahren. Aber nach einiger Überlegung ließ ich das. Aus Klugheit! Aber heute Abend besuchen wir die gewichtige Schlummerkissendame. Da werde ich ihr, falls ihre

natürliche Polsterung nicht ausreicht, einen ausgewachsenen, eisenbeschlagenen Lederkoffer, der klötert, als „Schlummerkissen“ unterschieben. Eine Freude will der Mensch doch haben!

Der Begleitbrief:

Liebes Fräulein Lundén!

Ich hoffe, Sie haben Mitleid mit dem Kinde meiner Muse; etwas heiterer ist die Dame, wie Sie sehen, schon geworden. –

Zu Ihrem Geburtstag denke ich freundschaftlich an Sie, auch sonst manchmal, wenn ich mir Euch beide auf der schönen Reise vorstelle. Können Sie mir (uns) telefonisch nicht mal ein wenig vorsingen?

Es grüßt Sie in alter Freundschaft

Ihr Hugo Flemming

Itzehoe, Mai–Juni 1923

Im Sommer 1924 war Mimmi Lundén wieder in den Ferien bei uns in Itzehoe. Um diese Zeit verlobten sich die beiden.

Für Onkel Hugo war die lichte Erscheinung der Schwedin ein neuer Hoffnungsschimmer. Sie machte ihm klar, daß sie, kraft



Mimmi und ihr Bruder Nathan 1923

ihrer Liebe zu ihm und kraft ihres Glaubens, ihn aus dem tiefen Tal der Suchtverstrickung herausholen werde.

Im Herbst lernte Hugo einige Wochen Schwedisch und wurde zu Weihnachten und Neujahr in die Familie Lundén nach Göteborg eingeladen. – –

Aus dem Sommer dieses Jahres, aus der Zeit nach der Verlobung, stammen zwei Gedichte von Onkel Hugo. Er war sicher der festen Zuversicht, durch die Liebe zu Mimmi doch noch aus

den Fesseln des Morphiums befreit zu werden. Hier die beiden Gedichte:

Du Sonne, zu der wir alle schau,  
Des Schöpfers strahlendes Auge,  
In unserm Lächeln spiegelst Du dich  
Und in der Tränen Lauge.

Dein Glanz fliegt über Wald und Feld,  
Er zittert in Güte and Geben;  
Wie arm auch der Fleck, den dein Blick erhellt,  
Blüht auf zu Farbe und Leben.

Auch mich traf jüngst ein lichter Schein;  
Ein Schimmer blieb nur zurück:  
Will mich wie die Erde der Sonne weihn – –  
Vielleicht erblüht das Glück.

Juni 1924

und:



Onkel Hugo für seine Mimmi  
Dezember 1924

Nun bist Du mein!  
Von allen dunklen Trieben  
Ist einer nur geblieben:  
Bei Dir zu sein!

Du bist mein Glück!  
Drum will ich Dir nur lauschen  
Und Dank und Wonne tauschen  
Mit Deinem Blick.

An Gottes Hand  
Stark und geführt vom andern  
So laß uns freudig wandern  
Ins Vaterland!



Mimmi Lundén (oben und links in der Mitte  
mit Grete und Karl Flemming)

## 5. Das Ende

### Flucht in die Rhön, Auffindung und Beerdigung

Schon einmal war Onkel Hugo aus Itzehoe verschwunden: in der Karwoche 1922<sup>10</sup>, von Palmsonntag bis zum 1. Osterfeiertag. Nach seinem Wiederauftauchen in der Lessingstraße schrieb meine Mutter die Verse:

Die Kunde von all seiner Seelennot  
machte uns todestraurig und stumm.  
Und wir rangen um ihn mit unserm Gott  
und fragten zagend: „Warum?“

Wir schmückten sein teures geliebtes Bild  
mit Epheu und Immergrün,  
und mußten mit tränenverdunkelten Blick  
es wieder und wieder ansehen.

---

<sup>10</sup> Palmsonntag 1922 war der 9. April, Ostern der 16. April. Hugo war aber schon Ende März verschwunden. Denn bereits am 5. April berichtet er in einem Brief aus dem Krankenhaus in Hannover, dass er vorher schon Besuch von Grete und Karl hatte, also „wiedergefunden“ war.

Und während wir weinten in heißem Schmerz  
um seinen trostlosen Tod,  
nahm Gott ihn ganz still an die Vaterhand  
und führt' ihn aus all seiner Not. –

Und heute, da alles der Sonne sich freut  
in seliger Frühlingszeit,  
da drücken wir ihn bewegt an das Herz  
in wortloser Dankbarkeit.

Zwei Zitate aus Briefen Onkel Hugo's an Mimmi Lundén im Sommer 1925:

Es kommt nun wohl darauf an, ob wir stille halten und erkennen, daß dies Gottes Kraft ist, die uns durch einen Mitmenschen geschenkt ist. Denn wenn uns das klar ist und wenn wir dankend den Blick erheben, dann ist der Weg frei für Gottes Sonne, dann grünt und sproßt der tote Garten und immer neue Blüten atmen Gottes Licht. Darum sing, mein Liebling, sing, daß die Herzen weich werden und Gottes Sonne sie blühen machen kann.

Und in seinem letzten Brief (12. 6. 25):

Die Hauptsache ist wohl, daß wir lernen, auf Gottes Wegen zu gehen und seine Stimme zu hören, immer zu hören, besonders wenn es dunkel um uns wird.  
Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.

-----

Im Folgenden richte ich mich nach den Aufzeichnungen meiner Mutter über das letzte Lebensjahr von Onkel Hugo, im Auftrage meiner Großmutter, um das Jahr 1936<sup>11</sup> in Itzehoe geschrieben.

Marie Kern:

### **Erlebtes und Erfahrenes**

aus den Jahren 1925 und 1926, aufgeschrieben für ihre Enkel auf den ganz besonderen Wunsch unserer Großmutter Elisabeth Flemming geb.Lohmeyer.

Einer von den wenigen, aber zwingenden Wünschen, die unsere liebe Großmutter bewegten, ehe sie von uns ging,

---

<sup>11</sup> Da Marie Kern auf den Tod ihrer Mutter Bezug nimmt, ist der Text erst nach deren Ende (17. September 1938) entstanden.

war der, daß die nachfolgenden Tatsachen aufgeschrieben würden.  
In den vielen Stunden, die Mutter allein oben in ihrem kleinen Reich verlebte und die mit ihrem körperlichen Versagen immer häufiger wurden, beschäftigte sie sich oft mit dem Gedanken, was wird aus der heute aufwachsenden deutschen Jugend, der man bewußt Gottes Wort nehmen will, sich nicht scheut, die Bibel lächerlich zu machen, und der man versucht klar zu machen, daß es unmöglich und unfaßbar ist, an einen persönlichen Gott zu glauben, der in das tägliche Leben seiner Menschen helfend eingreift. Das, was Mutters schwer bewegtem Leben Halt und Kraft gab, wußte sie nur allzugut, auch, wenn es ihr nicht gegeben war, viele Worte davon zu machen. Es lag ihr deshalb ganz besonders am Herzen, etwas von den Erfahrungen an göttlicher Führung und Fügung, die sie besonders in den dunklen Tagen, die ihr das Leben brachte, gemacht hatte, an ihre Kinder und Enkel weiterzugeben, damit sie es hören



**Elisabeth Flemming  
1935**

und bewegen möchten in ihren Herzen. Es ist bezeichnend für Mutters Stellung zu ihrem Gott, daß sie gerade in den schweren Zeiten ihres Lebens diese Führungen am deutlichsten sah und sich von ihnen getragen und in ihnen geboren fühlte.

Das dunkelste Blatt, oder besser gesagt, die dunkelsten Blätter in Mutters Lebensbuch waren überschrieben: Hugo! Was sie mit diesem Sorgenkind erlebte und erlitt, innerlich und äußerlich, hat wohl nie ein Menschenohr gehört und erfahren. Die unheilvolle, unheilbare Krankheit, die unsern armen Bruder um all sein Lebensglück und alle seine Lebensfreude brachte, hat auch seiner Mutter viel Kraft, besonders Nervenkraft, gekostet. Wie Hugo besonders in den letzten Jahren vor seinem Ende, von 1922–1925, an sich gearbeitet hat und mit sich gekämpft hat, kann nur der beurteilen, der stiller Zeuge war von seinem ernsten Ringen, das in immer neuem Hoffen auf Gesundwerden immer wieder zuschanden wurde. Ich



Marie Kern 1938

glaube nicht, daß eins von uns, seinen gesunden Geschwistern, im Leben eine Ahnung gehabt hat von solchen Kämpfen, Hoffnungen, und Niederlagen, wie sie dieser arme Lastenträger periodenweise immer wieder zu durchkämpfen hatte.

In dem oben aufgeführten Jahr wurde ihm eine liebevolle Helferin gegeben in Mimmi Lundén, die ihn bei einem Ferienaufenthalt hier [in Itzehoe] kennen lernte. Sie glaubte unerschütterlich an die helfende Kraft ihres Vaters im Himmel und an Hugo und sein Gesundwerden und machte ihm mit ihrem starken Vertrauen Mut, den Kampf weiter zu kämpfen mit der verhängnisvollen Krankheit. Ihre stille Hilfe war ihm ein wärmendes Licht, das unendlich viel Freude in sein damals so armes Leben gebracht hat. Was die hingebende Liebe dieser starken Persönlichkeit ihm gewesen ist in all seiner unausgesprochenen Not, weiß nur der, der sie ihm helfend zur Seite stellte. Aber auch dieser liebenden Frau gelang es nicht, mit allem, was sie ihm gab, ihn von den Ketten zu lösen, unter

denen er seufzte. Er sah es immer mehr verzweifelt ein, je mehr sich seine Willenskraft erschöpfte. Um sie nicht



an sein trostloses Schicksal zu binden, ging er heimlich von ihr und von uns, um nie wiederzukommen. – –  
Zehn Monate dauerte die qualvolle Ungewißheit über seinen Verbleib und legte sich wie ein Alp auf alle, die ihn lieb hatten und um ihn bangten.

Wie dann nach langer Zeit durch ganz besondere Fügungen Klarheit in sein rätselhaftes Verschwinden kam, und wie wir in diesem besonderen Erleben sichtbar Gottes Hand erkennen mußten, das den jungen Menschen von heute zu übermitteln, war der Wunsch unserer Großmutter. – –

Am 25. August 1925 war Hugo verschwunden; daß er morgens in Itzehoe zur Bahn gegangen war, ist von Menschen, die ihn kannten, festgestellt, sonst fehlte jede Spur. An Mutters Geburtstag, am 26. September, kam auf endlosen Umwegen eine indirekte Nachricht über ihn zu uns, und wir sahen sie an als einen Geburtstagsgruß von ihm an seine um ihn so schwer leidende Mutter.

In Fulda, in Unterfranken, war eine Landespastorenkonferenz, zu der von nah und fern so viele Geistliche gekommen waren, daß es an den nötigen Quartieren fehlte. Ein Pastor, der ein Zimmer im Voraus bestellt hatte, wurde deshalb höflichst gebeten, sein Einzelzimmer mit einem noch spät eingetroffenen Gast zu teilen, den man sonst in die Nacht hinaus hätte weisen müssen. Der späte Gast hieß Hugo Flemming. In dieser

Nacht haben sich die beiden „zufällig“ zusammengefundenen Menschen viel erzählt über Gott und die Welt und über ihre Einstellung zu den beiden. Hugo hat, angezogen durch die Persönlichkeit seines Stubenteilhabers und durch die große Einsamkeit, die auf ihm lastete, bedingt von seiner großen Verzweiflung gesprochen und dem Fremden Einblick gegeben in die trostlose augenblickliche Lage. Der Pastor, erschüttert durch soviel Leid, hat sich bemüht, ihm Mut zu machen, und hat ihn vor allen Dingen dringend gebeten, seiner Mutter seinen Aufenthaltsort anzugeben. Nachdem Hugo die Unmöglichkeit solcher Zumutung hart abgewiesen hat, haben sich die beiden getrennt. Vorher hatte der Pastor Hugo aber gebeten, sich am folgenden Tage mit einem Manne in Fulda auszusprechen, von dessen Einfluß auf den Einsamen er sich viel versprach. – Unser Pastor hat dann auf seiner Heimreise einem Amtsbruder von dem Erleben dieser Nacht berichtet und dieser wußte wiederum von unseren Itzehoer Freunden um unsere Not und um unser Suchen nach dem Vermißten. So kam zu uns an Mutters Geburtstag<sup>12</sup> die vage Kunde, daß Hugo am 2. September noch in Fulda gewesen war und damals vorhatte, die Hohe Rhön zu durchwandern.

---

<sup>12</sup> am 26. September

(Hier unterbreche ich Mutters Bericht.

Ein Rechtsanwalt Knierim trifft Hugo in einem Wirtshaus in Wüstensachsen an der Hochrhönstraße. Er schildert dies Zusammentreffen in einem Brief an Onkel Karl Fl. vom 6. Juli 1926, also nach einem Jahr, folgendermaßen:)

Sehr geehrter Herr Doktor!

Herzlich gern gehe ich Ihnen Auskunft über das, was ich von Ihrem verstorbenen Herrn Bruder noch weiß.

Es ist am 2. September 1925 nachmittags gewesen, etwa zwischen 4 und 5 Uhr, als wir uns in der Gastwirtschaft von Mayer in Wüstensachsen kennenlernten. Ich

ersehe das aus meinem

Terminkalender von 1925, den ich auf Ihren Brief vom 4. d. M. herbeigesucht habe und in dem ich mir zufällig eine Notiz über die Unterredung mit Ihrem verstorbenen Herrn Bruder gemacht habe. Ich war an diesem Tage auf dem Rückweg von Gersfeld, wo ich einen Termin am Landratsamt wahrgenommen hatte, nach Wüstensachsen gekommen und bin dort um 7.10 Uhr nach Hilders gefahren. Man freut sich hier in der einsamen Rhön, wenn man mal auf seinen Wanderfahrten einen Akademiker trifft, und daß er ein solcher war, sah ich an seinen Schmissen; wenn ich mich nicht irre,



Wüstensachsen/Rhön. Auf diesem Weg wanderte Hugo am 3. September 1925 Richtung Schwarzes Moor



**Wüstensachsen: Blick vom Gasthaus  
Mayer auf Rathaus und St. Michael**

waren es mehrere Tiefquarten und auch sonst noch einige andere. Genau weiß ich es allerdings nicht mehr. Er war zunächst recht einsilbig und in sich gekehrt. Im Laufe der Zeit – wir tranken etwa 2 Glas Bier zusammen, er ließ sich, als ich aus meinem Rucksack aß, etwas von der Wirtin geben – wurde er dann doch etwas gesprächiger. Wir unterhielten uns, soweit ich mich noch erinnere, in der Hauptsache über Jagd, die Tier- und Pflanzenwelt und die Naturschutzparks. Aus seiner

Sprache und den Erzählungen aus der Heide merkte ich, daß er ein Norddeutscher war. Bei der Vorstellung habe ich nur den Namen „Felming“ verstanden, den ich mir auch aufgeschrieben habe. Als ich dann später mit dem Mellrichstädter Amtsgerichtsrat über den Fall sprach, hatte ich meinen Kalender noch nicht nachgesehen und habe dort den Namen auch infolgedessen nicht genannt.

Im Laufe des Gesprächs habe ich so die Beobachtung gemacht, als wenn er irgendein Weh mit sich im Herzen trüge. Ich glaube mich auch zu entsinnen, daß er einmal eine Bemerkung hat fallen lassen wie: „Es schmerzt, wenn man Menschen, die man lieb hat, verlassen muß“, oder so ähnlich. Ich habe mir später noch über die Worte Gedanken gemacht

und bin zu der Ansicht gekommen, daß ihm irgendeine Liebe fehlgeschlagen sei. Da er gesprächsweise erklärte, er liebe gerne einsame Wanderungen, habe ich ihm den Weg über die Hohe Rhön, an dem schwarzen Moor vorbei, vorgeschlagen, den Unglücksweg, auf dem er dann wohl sein Leben selbst beendet hat. –

Ich habe, als ich nach jener Unterredung mit dem Mellrichstädter Amtsrichter auf dem Rückwege nach Wüstensachsen kam, bei dem Gastwirt Mayer und seiner



Frau, die ich persönlich gut kenne, Nachforschungen angestellt und sie, die bei unserer damaligen Unterredung ab- und zuzuging, und was den Ehemann Mayer anbelangt, der auch Jäger ist, sich an dem Gespräch beteiligt haben mögen, an jenen Gast erinnert. Sie entsannen sich beide noch Ihres Bruders und die Ehefrau erklärte, er habe am andern Morgen lang geschlafen. Wohin er gegangen sei, wisse sie nicht. Im Gastbuch fand ich keine Eintragung, sonst hätte ich



## Wegweiser zum Schwarzen Moor am Rathaus in Wüstensachsen

nach Mellrichstadt schon früher Nachricht gegeben. Nach Allem nehme ich an, daß er am 3. September wohl nachmittags geendet hat. Als ich gegen 7 U. die Gastwirtschaft verließ, ist er meiner Erinnerung nach wohl auch auf sein Zimmer gegangen. Viel getrunken hat er in meiner Gegenwart nicht, allenfalls 2 Glas, von dem hier eingeführten Würzburger Bier. Wir sind in gutem Einvernehmen geschieden; es war mir innerlich wohl ums Herz, ihn anscheinend etwas aufgeheitert zu haben, und ich meine

mich noch zu entsinnen, daß ich ihn eingeladen hatte, mich in Hilders zu besuchen, falls er von der Hohen Rhön nach Westen absteigen würde. Von Wüstensachsen bis zum Eisgraben bei Hausen sind es schätzungsweise 3 bis 4 Stunden. —

Und nun noch eins: Hat er Wertsachen bei sich gehabt? Soviel ich weiß, hat er nur eine wertlose Uhr und wenig Bargeld bei sich getragen. Es wäre immerhin doch auch nicht ganz ausgeschlossen, daß er in der Einsamkeit angefallen und beraubt worden sei. Ich halte es ja jetzt, wo ich von Ihnen weiß, daß er schon seit Jahren an starken seelischen Depressionen gelitten hat, gerade nicht für wahrscheinlich, aber immerhin auch nicht für

84

**Wüstensachsen: An dieser Stelle stand bis in die 1990er-Jahre das Gasthaus Mayer**





ausgeschlossen. Es wird auf der Rhön in jener Gegend gewildert, so daß man auch damit rechnen muß, daß er aus Versehen vielleicht für ein Stück Wild oder für einen Forstmann gehalten worden und erschossen worden ist. Sein Hut soll ja abseits gelegen haben. –

Indem ich Sie bitte, auch Ihren werten Angehörigen mein herzlichstes Beileid zu übermitteln, zeichne ich hochachtungsvoll  
Ihr sehr ergebener  
Knierim  
Rechtsanwalt.

Es folgt die Fortsetzung von Mutters Bericht:

In den Zeiten, in denen es Hugo gut ging, sprach er oft mit großer Verwunderung und Verehrung von den Betheler Anstalten und ähnlichen Einrichtungen der Inneren Mission, in welchen aus ihrer Bahn Geworfene, nervöse Kranke unter dem starken Einfluß von Persönlichkeiten gestellt wurden und in gesundem regelmäßigem Leben und körperlicher Arbeit ihr seelisches Gleichgewicht wieder erlangten. Diese



**Das Waldstück, in dem Hugo gefunden wurde, heißt heute Ochsenwald (im Hintergrund links). Blick von Norden über das schwarze Moor**

Einstellung zu der von Vater Bodelschwingh ins Leben gerufenen, oft bewährten Arbeitstherapie veranlaßte Mutter zu ungezählten Anfragen und Erkundigungen in ähnlichen Häusern im ganzen deutschen Reich. Leider blieben alle ergebnislos. Wir aber konnten unser Sorgenkind weiter nur dem befehlen, der ihm allein Hilfe und Frieden geben konnte. – –

Blick vom Wasserfall des Eisgrabens auf den Ochsenwald



Außerdem wurde Hugo's Verschwinden der Kriminalpolizei mitgeteilt und ein sogenanntes Fahndungsverfahren für ihn eingeleitet, das sich mit dem Suchen und Auffinden Vermißter befaßt und seine Fühlfäden über das ganze Reich ausstreckt. Für diesen Zweck mußte sehr genau angegeben werden: die äußere Gestalt des Verschwundenen, seine Kleidung, seine Wäsche, die Beschaffenheit seines Gebisses, Goldplomben usw.

Während dieser so aufreibenden Wartezeit, die die

Nervenkraft unserer Mutter auf eine sehr harte Probe stellte, standen wir in fast täglichem Briefwechsel mit der starken Frau aus dem fernen Schweden, die mit uns um das geliebte Leben bangte. Sie trug ihr schweres Geschick, das für sie noch rätselhafter und unfaßlicher schien wie für uns, die wir mit Hugo zusammengelebt

hatten, wie eine Heldin, die sich täglich neue Kraft geben ließ aus einer Quelle, die nie versiegt. –

Sie glaubte fest, Gott würde diese Not, die er schickte, auch wenden und würde diesen Suchenden, sich nach Frieden sehnenen Mann in seiner Einsamkeit nicht fallen lassen und ihm zurecht helfen; das war der Inhalt ihrer Briefe, die uns immer neuer Trost und Halt waren. Ihre einzige Bitte war immer wieder die, daß Klarheit und Gewißheit in dies undurchdringliche Dunkel kommen möchte. Ihre Bitte wurde erfüllt, wenn auch erst nach langen, bangen 10 Monaten. –

Mimmi Lundén plante, im Sommer 1926 nur 8 Tage in



Ochsenwald von Süden



bringen. Auf dieses Wiedersehen, wenn auch unter so schweren und traurigen Umständen, freuten wir uns alle. Es stand ihr sehr bevor, zum 1. Mal wieder nach Itzehoe zu kommen, wo sie ihren Liebsten auf Schritt und Tritt entbehren mußte. Aber sie kam und konnte viel als starke Frau.

Als sie einen Tag bei uns war, meldete sich morgens der mir durch die Verhandlungen im August 1925 bekannte

Kriminalbeamte, den ich seit 10 Monaten nicht gesprochen hatte. Er sagte mir, er hätte wichtige Nachrichten zu überbringen, und ich führte ihn in Mutters Zimmer, damit Mutter und Mimmi seine Ausführungen mitanhören konnten. Daß diese Nachricht, diese Auskunft gerade jetzt kam, so daß Mimmi sie mit uns teilen konnte, und daß wir mündlich über diese Nachricht sprechen konnten, war

**Fundstelle im Ochsenwald (Fotos von einem Itzehoer Bekannten, Dr. van der Smissen, der später die Orte in der Rhön aufsuchte)**



uns allen dreien ein Wunder und wie ein Geschenk zugleich.

Der Kriminalbeamte brachte uns Folgendes:

Amtliche-Nachricht nach der polizeilichen Fahndung seit September 1925.

Am 23. 5. 26 wurde im Wald bei Hausen, im Bezirk Mellrichstadt, eine männliche Leiche aufgefunden, die seit

mehreren Monaten dort gelegen sein muß. Selbstmord durch Erschießen ist mit Sicherheit anzunehmen.

Beschreibung: 35–45 Jahre, Haare dunkelbraun, an den Schläfen leicht meliert, Goldbrücke an den Zähnen des Oberkiefers.

Kleidung: Brauner Kammgarnanzug mit Sporthose, dunkelgraue Sportstrümpfe mit grünen Rändern. Weißes, blaugestripptes Zephyrhemd, gelbliches Tricotunterhemd und gleiche Unterhose mit eingenähtem roten Wäschezeichen H F; Stoffkragen, Krawatte: bläulich-rotbraun; schwarze ungenagelte Lederschnürstiefel.

Schweinfurt 9. 6. 26

Wie kam es zu der Auffindung der Leiche Hugo Flemmings?

Lassen wir hier zunächst den Mann sprechen, der am Pfingstsonntag, d. 23. Mai 1926 Onkel Hugo fand; es ist der Lehrer H. Droll aus Würzburg vom



Jugendherbergsverband. Er schrieb am 7. Juli 1926 an Onkel Karl Fleming folgenden Brief:



Sehr geehrter Herr Doktor!  
Gestatten Sie, daß ich Ihnen und Ihren werten Angehörigen zuerst mein herzliches Beileid ausspreche für den schweren Verlust, der Sie betroffen hat.

–  
Ich nehme an, daß Sie, als Sie in Hausen waren, sich die Fundstelle zeigen ließen, so daß ich Ihnen nur schreiben kann, wie wir dazu kamen, die Leiche Ihres Herrn Bruders zu finden.

Der hiesige Rhönklub plante für Pfingsten eine Wanderung in die Hohe Rhön. Wir fuhren am Pfingstsonntag (23. Mai) bis zum Ort Wegfurt eben vor Bischofsheim, gingen dann über Oberelzbach, Steineres Haus auf den Heidelberg. Gegen 5 Uhr kamen wir dann an das



Fundstelle im Ochsenwald (Foto Smissen)



Fundstelle gesehen vom „Hohen Polster“ (Foto Smissen)

Schwarze Moor, als ein heftiger Regen einsetzte, der uns zwang, im nahen Fichtenhochwald Schutz zu suchen. Der Regen wurde immer stärker, wir zogen uns immer mehr in das Innere des Waldes zurück. Ich ging voraus, um die am besten geschützte Stelle zu finden, als ich auf die Leiche Ihres H. Bruders stieß. Der Anblick war nicht gerade angenehm, aber durch 4 Jahre Feld bin ich an manches gewöhnt. Auf meinen Zuruf kamen die Unverzagteren heran, während die Damen ängstlich zurückwichen. Ich schätzte, daß die Leiche etwa 4–5 Monate am Platze lag. Der Tote lag mit dem Rücken flach auf dem Boden, die Hände flach seitwärts in den Boden gekrallt, die Kniee angezogen und seitwärts gebogen, die Schädelhaut schon fast eingetrocknet; Gesicht, Finger und das linke Schienbein von Füchsen angefressen. Auffallend war, daß wir bei dem Toten weder Hut noch



**Blick vom Ochsenwald zum „Hohen Polster“ (Foto Smissen)**

Stock, Rucksack oder Mantel fanden. Über die Todesursache waren wir völlig im Unklaren, da wir keine Waffe fanden. So glaubten wir, es handle sich um einen Touristen, der in der Nähe sich einquartiert hatte und auf einem Spaziergang infolge Erschöpfung, Verirrung im Nebel oder Herzschlag den Tod gefunden hatte. Wir blieben stets einige Schritte von der Leiche entfernt, um nicht etwaige Spuren zu verwischen; auch waren wir uns klar, daß sofort die Polizei zu verständigen wäre. Die Umgebung suchten wir weiter nicht ab. Da der Regen etwas nachzulassen schien,

brachen wir auf. Ich mußte wegen der Einrichtung einer Jugendherberge hinüber zum Kurhaus Sophienhöhe, wollte dabei auch nachfragen, ob ein Tourist abgänglich sei, was aber verneint wurde. –

Das Mitglied Gräsl hatte sich auf meinen Wunsch bereit erklärt, als die Gesellschaft unter strömendem Regen im Dorf Hausen anlangte, die erste Kommission (Bürgermeister und Gendarmerie-Wachtmeister) nochmals zum Fundort zu führen, und kam erst spät abends wieder zurück.

Von dem Ergebnis dieser ersten Untersuchung wird Ihnen der Gend.-Wachtmeister berichtet haben. Ich glaube nun, Ihnen so gut als möglich berichtet zu haben; sollten Sie jedoch über den einen oder anderen Punkt noch Näheres wünschen, so bin ich gern bereit zu weiterer Auskunft.

Mit ausgesprochener Hochachtung  
bin ich

Ihr sehr ergebener  
H. Droll



Hausen

Nach diesem Einschub nun weiter nach Mutters Bericht:

Beim Abstieg benachrichtigte man die Polizei, die Leiche wurde geborgen und in dem kleinen Dorfe Hausen, am Fuß der Hohen Rhön begraben. Der Landjäger, der dem Begräbnis beizuwohnen hatte, sagte zu dem Totengräber und seiner Frau, die auf den kahlen Hügel eine blühende Pflanze setzte: „Der einsame Schläfer wird nicht lange bei uns bleiben. Sowie man ermittelt hat, wohin er gehört, wird man ihn in die Heimat holen und dort sein Grab schaufeln.“ –

Der Kriminalbeamte brachte Proben von Hugos Anzugstoff und eine weitere von dem gestreiften Oberhemd, und wir erkannten aus allem Gehörten und



Gesehenen, daß es sich um unseren Vermißten handelte. Der Beamte teilte ferner mit, daß die Staatsanwaltschaft Schweinfurt die Angelegenheit in die Hand genommen habe, bis festgestellt werden könnte, ob es sich um einen Mord handle, und daß diese Behörde uns in dem Augenblick die Leiche freigeben würde, in dem wir unsere Rechte an dieselbe geltend machen würden mit den nötigen Beweisen. Soweit der Kriminalbeamte.

Mimmi ging mit ihrer natürlichen Freundlichkeit, gepaart mit großer fraulicher Würde, auf den Beamten zu, gab ihm die Hand, dankte ihm und sagte: „Daß ich, nachdem ich gestern aus meiner schwedischen Heimat nach hier kam für 8 Tage, diese von uns seit Monaten ersehnte Nachricht hier miterleben darf, ist für mich ein so wunderbares Erleben von dem Walten unseres himmlischen Vaters, daß ich es noch kaum fassen kann.“ Der Beamte ging – sichtlich erschüttert. –

Wir aber beschlossen, da Eile geboten war, daß Mimmi und ich am Sonntagabend mit dem Nachtzug nach Schweinfurt fahren wollten, um dort an Ort und Stelle alles Nötige einzuleiten. Karl, der nach einer Blindarm-Operation<sup>13</sup> kaum genesen war, fühlte sich noch so angegriffen, daß nach unserem Dafürhalten er als unser Helfer auf dieser Fahrt ausscheiden mußte. Wir teilten

---

<sup>13</sup> am 26. März



## Amtsgericht in Schweinfurt



ihm drähtlich die Tatsachen mit, und daß wir beiden im Laufe des Montags in Schweinfurt ankommen würden. Mutter besprach die Angelegenheit mit dem Landrat, den sie aus der gemeinsamen Arbeit im Vaterländischen Frauenverein gut kannte, und holte sich von ihm Rat für die so ganz besondere Reise ihrer Kinder. Er ordnete an, daß Pässe für uns beide ausgestellt würden, und schrieb selbst ein Empfehlungsschreiben an alle Landratsämter, mit denen wir in Berührung kommen könnten, mit der



Bitte, uns alleinstehenden Frauen die Schwierigkeiten dieser Reise nach Möglichkeit zu erleichtern. So gerüstet fuhren wir in die Nacht hinein.

Morgens um 6 Uhr kamen wir in Fulda an. Dort wollten wir versuchen, den Herrn aufzusuchen, mit dem Hugo durch Vermittlung des Geistlichen, der mit ihm im gleichen Zimmer geschlafen hatte, eine Aussprache gehabt hatte. Da wir nur den Namen kannten, ohne weitere Anschrift, hofften wir, an Ort und Stelle ein Adreßbuch einsehen zu können. Daß das Suchen nach diesem uns ganz fremden Manne, morgens um 6 Uhr in einer fremden Stadt schwierig sein würde, war uns klar, und viel Zeit hatten wir auch nicht zu vergeuden. Wir fragten hin und her, überlegend, den Beam-





ten an der Sperre, wann der nächste günstige Zug nach Schweinfurt führe. Er erwiderte, daß der einzige Zug, welcher in Frage käme, der sei, „der in drei Minuten abfährt!“ Alle anderen seien mit viel Aufenthalt und Umsteigen verbunden. Sofort entschlossen wir uns, in den Zug wieder einzusteigen, mit dem wir von Hamburg gekommen waren. In großer Eile erreichten wir den Anschluß.

Gegen 12 Uhr waren wir in Schweinfurt. Auf dem Wege vom Bahnhof in die Stadt versuchten wir Menschen zu fragen, wie wir am schnellsten zum Amtsgericht kämen. Da die Angesprochenen uns keinerlei Auskunft geben konnten, suchten wir weiter und näherten uns einem großen öffentlichen Gebäude, an dem wir die Anschrift „Landgericht“ entdeckten. Dankbar und froh, soweit gekommen zu sein, gingen wir in das riesige Gebäude, um uns bei



Mellrichstadt

dem Pförtner zu erkundigen, wann einer der Staatsanwälte für uns zu sprechen sei. Das Haus war wie ausgestorben und alles Klopfen und Suchen blieb erfolglos. Als wir etwas verzagt und wartend auf den großen Fluren umherirrten, kam von ganz oben im 3. St. ein Mannersschritt die Treppe herunter. Erleichtert, eine Menschenseele ansprechen zu können, gingen wir den Schritten entgegen und fragten um Auskunft, wo der Pförtner zu treffen sei. Der Angesprochene sagte uns in mehr als unfreundlichem Tone: „Wenn Sie zu einer so unpassenden Stunde hier ins Landgericht kommen, müssen Sie sich nicht wundern, wenn Sie keinen Menschen finden und sprechen können.“ Ich erwiderte dem Herren sehr bestimmt aber höflich, daß wir eben von Hamburg angekommen seien und keine andere Möglichkeit gehabt hätten, hier früher anzufragen, und ich hoffte, trotzdem die gewünschte

Auskunft zu erhalten. „Und welche Auskunft wäre das?“, fragte der Fremde. „Ich kann Ihnen hier auf der Treppe unmöglich die lange traurige Geschichte erzählen, die uns herführt. Wenn Sie uns helfen wollten und könnten, den 1. Staatsanwalt sobald wie möglich zu sprechen, dann wäre uns geholfen.“ – „Wenn ich Ihnen jetzt sage, daß ich als 1. Staatsanwalt dieses Landgerichtes hier vor Ihnen stehe, können Sie mir dann anvertrauen, was Sie hierherführt?“

Erschüttert von solcher wunderbaren Wegweisung sagte ich dem vor uns Stehenden auf der Treppe, daß ich die Schwester des in der Hohen Rhön aufgefundenen Dr. Hugo Flemming sei und käme, um ihn zu bitten, die Leiche freizugeben für den Transport nach Schleswig-Holstein. „Wenn Sie die Schwester des verstorbenen Dr. Flemming sind, dann



**Mellrichstadt: Amtsgericht im Schloss**

müßte es für Sie beiden jedenfalls von Interesse sein zu hören, daß ich vor wenigen Minuten mit Ihrem Herrn Bruder, dem Dr. Flemming aus Detmold, telefoniert habe, der seit einigen Stunden auf dem Amtsgericht zu Mellrichstadt mit dem dortigen Beamten verhandelt, um schnellstens alles für den Transport vorzubereiten. Ich habe ihm soeben die Leiche Ihres Bruders freigegeben. Er hat fortan nur noch mit dem Amtsgericht in Mellrichstadt zu arbeiten; denn meine Arbeit in dieser Angelegenheit ist hiermit erledigt. Ich rate Ihnen aber dringend, so schnell als möglich nach M. zu fahren, um die nötigen Schritte zu tun. Morgen und übermorgen sind große katholische Festtage, in

denen kein Beamter zu haben ist, und Ihre Sache müßte drei Tage hinausgeschoben werden, wenn sie nicht bis heute Abend 6 Uhr erledigt ist.“ Mit einem menschlich freundlichen Handedruck verabschiedete sich der Staatsanwalt.

In scharfen Tempo ging es zum Bahnhof zurück, wo wir den Mittagszug nach Mellrichstadt noch erreichten. Auf der langen eintönigen Bahnfahrt hatten wir Zeit, darüber nachzudenken, wie wunderbar uns die Wege geebnet waren. Durch unser „zufälliges“ Zusammentreffen mit dem 1. Staatsanwalt waren wir nicht nur ein großes Stück

auf unserer ersten Reise weitergekommen, sondern wir erfuhren, daß Karl in Mellrichstadt war, um uns zu helfen. Eine Tatsache, die in dieser Lage mehr als beglückend schien.

Das Wiedersehen mit Karl in einem leeren, nüchternen Zimmer im Amtsgericht von M. war unter den gegebenen Umständen sehr bewegt, und doch wog die dankbare Freude, daß wir zusammen weiterhandeln konnten, alles andere auf.

Der sehr entgegenkommende Amtsrichter in Mellrichstadt tat alles, um unsere Angelegenheit zu fördern. Gegen 6 Uhr war

alles Amtliche erledigt und wir drei fuhren nach dem kleinen Orte Fladungen, wo wir übernachteten.

Morgens in der Frühe des Peter- und Paulfestes wurden im Beisein von Karl und dem Landjäger die irdischen Reste unseres Bruders aus dem Grab in den Zinksarg  
 a

### Amtsgericht Mellrichstadt



**Grete schickte Karl telegrafisch 200 Mark für seine Ausgaben in Mellrichstadt**





### Friedhof in Hausen

legt, mit dem Karl als Begleitperson am folgenden Tage die weite Fahrt nach Norden antrat. –

Als in allen umliegenden Kirchdörfern die Festglocken läuteten, saßen Mimmi und ich auf einer Anhöhe vor einer kleinen Wallfahrtskirche (St. Gangolf) und dachten an Karl, der in dieser Stunde die schwerste Arbeit der ganzen traurigen Reise, das Ausgraben seines Bruders auf dem Friedhof des Dorfes Hausen, mitmachen mußte. Auf Karls sehr bestimmten Wunsch blieben wir Frauen in dieser Stunde dem Friedhof fern. Beim Ausblick in das blühende Land, das in schönstem Sonnenschein vor uns lag mit all seiner Schönheit und Blumenpracht, kam ein

großer innerer Friede über uns nach allem Erlebten. Der Gedanke, daß unser armer Bruder nun auch endlich Ruhe finden sollte in der Heimerde, legte sich versöhnend auf unsere unruhigen Nerven. Mimmi und ich fuhren am Nachmittag dieses Tages nach Eisenach. – –

Am Abend sahen wir wenigstens von außen die Wartburg und werden den Blick auf die vom Abendgold beschienene Burg von der „Hohen Sonne“ aus nie vergessen.

Der folgende Tag brachte Karl auf langsamen und mühseligen Wegen – er war verantwortlich dafür, daß der Waggon mit der Leiche auf jeder Umsteigestation umgekoppelt wurde, was bei den



**Dieses Kreuz stand schon zu Hugos Zeiten auf dem Friedhof**





verhältnismäßig kurzen  
Aufenthalten meistens  
Schwierigkeiten machte –  
und uns mit dem  
Schnellzug nach Itzehoe  
zurück. Die Beerdigung  
war auf den Morgen des 2.  
Juli festgesetzt. –

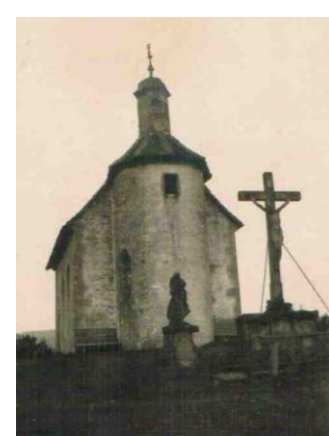
(Hier unterbreche ich ein letztes Mal  
Mutters Bericht, um einige Augenblicks-  
bilder aus diesen Tagen einzufügen.)

Am späten Nachmittag des 1. Juli 1926  
ziehen wir beiden Kinder, Elisabeth und  
Alexander, einen Blockwagen voller  
Kränze von der Lessingstraße über die

Linden-, Klaus  
Groth- und Krohn-  
straße hinauf zum  
Friedhof an der

Brunnenstraße. Unser kleiner Wagen ist  
voller leuchtender Blumenkränze, die  
Nachbarn und Suder Freunde in unserer  
Wohnung abgegeben haben, und die wir  
nun zu der Friedhofskapelle hinbringen, in  
der morgen früh die Trauerandacht für  
Onkel Hugo stattfinden wird.

Die Frau des Friedhofswärters Wentorp  
öffnet uns das große dunkle Tor zur  
Kapelle. Wir legen die Kränze links vom



**St. Gangolf in den  
1920er-Jahren**

**St. Gangolf 2014**



Eingang in der Halle ab und sehen nun auf dem niedrigen Podest vor dem Altar und den drei schmalen Glasfenstern den einsamen braunen Sarg stehen. Von Großmutter, Mutter und Tante Mimmi hatten wir wohl gehört, daß Onkel Hugo gestorben sei, weit weg, unten in Süddeutschland. Aber nun, beim Anblick des Sarges, ist das alles nicht mehr nur Erzählung, jetzt ist es plötzlich für uns Gewißheit, daß unser fröhlicher Onkel Hugo, der so klug war, den wir liebten, mit dem wir gemeinsam so viele schöne Wege in den Wäldern um Itzehoe gemacht hatten – – noch im vorigen Sommer – – daß dieser Onkel nun ganz still dort in dem Sarg lag und wirklich nicht mehr lebte.

Diese Erkenntnis läßt uns beide in Tränen ausbrechen, in Schluchzen, das nicht enden will; so wie man einen guten Menschen beweint, ohne den das Leben ärmer geworden ist. Wir Kinder klammern uns aneinander, so als ob wir beieinander Schutz suchen wollen vor dem Schmerz dieses Augenblicks. Und es ist eine schöne und mütterliche Geste, wie Frau Wentorp uns beiden traurigen Kinder umfaßt und aus der Kapelle hinausführt. – –



Blick von St. Gangolf auf Fladungen

-----

Früh am nächsten Morgen, schon um 8 Uhr, ist die Trauerandacht in der Friedhofskapelle, die Herr Pastor Klein, unser Bezirksgeistlicher, hält. Auf der kleinen Empore, oben rechts neben dem Altar, sitze ich am Harmonium und spiele zitternd und mit





**Karls Odyssee durch Deutschland am 30. Juni: „Fahrtschein für Tierbegleiter“ – „Sendung bestehend aus 1 Leiche“. Karl musste in den Bahnhöfen selbst dafür sorgen, dass der Waggon mit Hugos Sarg umgekoppelt wurde. Die Fahrt von Fladungen nach Itzehoe führte über Mellrichstadt, Eisenach, Bebra, Göttingen, Hannover und Altona**

tränenblinden Augen die Choralstrophen der Gemeinde. –

Als wir hinter den Sargträgern aus der düsteren Kapelle treten, leuchtet der helle Sommermorgen über den Friedhof. –

Am offenen Grabe sehe ich dann Tante Mimmi, die Verlobte von Onkel Hugo, in einem weißen Kleide stehn, inmitten des anderen schwarzdunklen Trauergefolges.

Ich sehe sie noch dort stehen: wie sie viele weiße Lilienblüten einzeln auf den Sarg in der Tiefe fallen lässt – letzte Grüße so vieler vergeblicher Hoffnungen. –

Am folgenden Sonntag machte Herr Pastor Klein, nach der Predigt in der St.-Laurentii-Kirche, auf Großmutter's Wunsch, diese Abkündigung: „In unser Gebet schließen wir ein einen lieben Bruder unsere Gemeinde, gestorben in der Fremde.“

Der Bericht unserer Mutter schließt mit den Worten:



Als wir bei strahlendem Sonnenschein an dem offenen Grabe unseres Hugo standen, konnten wir bei aller Wehmut nur danken, daß nun all sein Kämpfen und Ringen ein Ende hatte und daß er nun ausruhen durfte nach soviel Not des Leibes und der Seele.

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein;  
Die Spanne dazwischen, das Leben war mein.  
Und irrt ich im Dunkel und fand mich nicht aus,  
Bei Dir, Herr, ist Klarheit und Licht ist Dein Haus. –

(Hier enden Mutters Aufzeichnungen.)

Am Ende des Jahres 1926 ließ Großmutter einen großen Granit-Findling auf der Grabstelle auf dem Friedhof aufstellen. Unter dem Kreuz ließ sie den Namen und die Lebensjahre Onkel Hugos einmeißeln, und darunter: Jeremia 30 V. 11.



O. Hansen, v. d. Rhön. Die Leiche, die vor einigen Wochen von Touristen auf der hohen Rhön gefunden wurde, konnte nun erkannt werden. Es handelt sich um den seit sechs Monaten vermißten Stabsarzt a. D. Dr. Flemming aus Ithobe. Nach Angabe der Angehörigen zeigte Dr. Flemming schon längere Zeit Anzeichen seelischer Erkrankung.

Bei dem Propheten steht dort das Wort:

Ich bin bei dir, spricht der Herr, daß ich dir helfe.

(Die darauffolgenden Verse 12 und 13 hätten auch auf diesem Grabstein stehen können, als ein Ausdruck menschliche Ohnmacht:

Dein Schaden ist verzweifelt böse, und deine Wunden sind unheilbar. Deine Sache behandelt niemand, daß er dich verbände; es kann dich niemand heilen.)





Eine Tatsache bleibt uns auch heute – – 60 Jahre nach all diesem Geschehen – – unerklärlich: Warum hat Onkel Hugo es bei der Begegnung mit dem Pastor im Hotel in Fulda, in der Nacht vom 1.–2. September 1925, so strikt abgelehnt, seiner Mutter in Itzehoe Nachricht zu geben über seinen derzeitigen Aufenthaltsort? Er wußte doch, wie sehr Mutter, Schwester und seine Verlobte sich um ihn sorgten.

Ehe man diese seine Haltung grundsätzlich verurteilt, muß man m. E. daran denken, daß Onkel Hugo ein schwer nervenkranker Mann war, nachdem er jahrelang Morphinum in übermäßigen Dosen genommen hatte. Das Gift hatte an Leib und Seele große, unheilbare Schäden angerichtet, Schäden, die ihn vielleicht



gegen das Leid, das er seinen Verwandten zufügte mit seinem Verschwinden aus Itzehoe, weniger empfindlich bzw. stumpf werden ließ.

Es kann sein, daß bis zum letzten Augenblick, am Nachmittag des 3. September, unter der hohen Tanne auf dem Rhönberg, in seinem Geist allein der beherrschende Gedanke war: „Du darfst Mimmi, dieses gesunde starke

Frauenleben, nicht für immer an deinen unvermeidlichen Untergang ketten; darum muß der letzte Rest deiner Energie nur dazu dienen, ihr den Weg frei zu machen zu einem gesunden Leben, indem du aus ihrem Leben verschwindest.“

Trotz allem aber glaube ich, daß in Onkel Hugos letzter Tat, als er sich das Leben nahm

mit seiner Armee-Pistole aus dem Krieg, die Mimmi plötzlich von seinem langsamen Verfall und Untergang befreite, die darin zum Ausdruck kommende starke Verantwortung für die Zukunft seines liebsten „Du“, seiner Verlobten, höher zu werten ist, als wenn er nur daran gedacht hätte, sein verlorenes Leben so lange wie möglich zu fristen, und dafür ihre Hilfe beansprucht hätte. Diese Haltung in seinem Untergang nötigt uns m. E. höchsten Respekt ab. –

Ungelöst bleibt – darüber hinaus – die glaubensmäßige Frage, ob ein Mensch berechtigt ist, das Leben, das ihm von Gott geschenkt wurde, von sich zu werfen – – aus welchem Grunde auch immer. Mit dieser Frage der Verantwortung vor Gott standen wir Christen, und besonders auch wir Kirchenmusiker, im Jahre 1942 im Geiste an den Gräbern von Hugo Distler und Jochen Klepper, die



**Mimmi Lundéns Foto von Hugos Grab – Itzehoe, 2. Juli 1926**

beide vergebens gegen den, irdisch gesehen, allmächtigen Moloch des Unglaubens gekämpft hatten.

### **Mimmi Lundéns Lilien auf Hugos Grab**





## 5. Ausklang

9. Juni 1970

Auf den Spuren von Onkel Hugo.

Mein Urlaubsquartier war das Bergdorf Holzhausen bei Horn/Lippe. Schon um 1/2 10 Uhr saß ich in der Sommer-Sonnen-Landschaft des Bärensteins, einer Höhe zwischen Holzhausen und den Externsteinen, riesigen Sandsteinpfeilern, die am Ende der zweiten, der größten Eiszeit durch Abschmelzen der Gletscher entstanden sind.

Der Bärenstein ist eine lang hingestreckte Bergkuppe, auf der mächtige Felsen und Felsbrocken verstreut liegen, zwischen Birkenbüschen und jungen Eichbäumen, Ebereschen und dunklen Wachholdersäulen; der ganze Raum zwischen den Felsen ist mit Blaubeergesträuch bedeckt, das in dem klaren frühen Sonnenschein goldgrün leuchtet.

Externsteine (Foto: Stefan Kühn)

Der Bärenstein ist einer der schönsten Plätze in der lippischen Heimat meines Onkels Hugo Flemming.

Hier saß und lag er oft in den Jahren 1895 bis 1924 als Kind, als Schuljunge, als Student in den Semesterferien und später als





Soldat im Urlaub aus dem Kriege. Auch nach dem Kriegsende kam er manchmal hierher, nun als ein dem Morphium verfallener schwerkranker Mann. Hierher zum Bärenstein wanderte er mit seinem Bruder Karl, dem Altphilologen und Studienrat an ihrer alten, geliebten „Penne“, dem Gymnasium „Leopoldinum“ in Detmold; und mit seiner Schwägerin Grete geb. Wilms, der er sehr zugetan war, weil sie alles das besaß, was ihm fehlte, was ihm abging: Lebensfreude, mitreißendes Temperament und heitere Gesinnung.

Von diesem Platz, dem Bärenstein, ist uns – von einem solchen Ausflug – ein Foto erhalten aus dem Jahre 1924, auf dem Hugo im Heidekraut sitzt, zusammen mit Grete und Karl. Auf Hugo's Gesicht zeichnet sich (auf diesem, ihm so lieben Heimatplatz!) die Angst ab und das Grauen vor der Zukunft, die Furcht vor der ihn immer mehr beherrschenden Sucht, die ihn zermürbt hat an Leib und Seele. Es war damals, als dieses Bild gemacht wurde, ein Jahr vor seinem selbstgewählten Tode in der Rhön. – –



Diese schöne Landschaft und dieser blühende Berg, der Bärenstein, ist noch heute zur Frühlingszeit – nach so vielen Jahren – „herrlich, wie am ersten Tag“.

Hier könnte Onkel Hugo schon früh die Anregung zu seinen beiden Frühlingsgedichten bekommen haben, die wir von ihm aufbewahren:

Ein erster goldener Sonnentag –  
Ich weiß nicht, was ich wünschen mag;  
lieg an dem Waldrand längelang,  
und über mir geht ihren Gang  
die liebe warme Sonne.

Grüngolden flaggt der Buchenwald,  
daraus der Vogeljubel schallt;  
Jedwedes gleißt in güldnem Schein:  
sie strahlt auch mir ins Herz hinein  
die liebe warme Sonne.

Und was im Herzen kalt und wüst,  
das hat sie lindiglich geküßt,  
und wo ein Keim verborgen liegt,  
mit Mutterarm ihn sanft gewiegt  
die liebe warme Sonne.

Die Sonne strahlt, die Sonne glüht,  
rings schwillt ihr goldnes Opferlied.  
Mein Herz wird warm, mein Herz wird kühn:  
Ach, laß auch mich noch einmal blühen,  
du liebe warme Sonne.

Mai 1922

Welch schöner Ort: der Bärenstein im Frühling!

Jahrzehnte scheinen wie ein Nichts vor dieser Schöpfung;  
Jahrhunderte gehen darüber hinweg – – – wie kurz ist dagegen  
ein Menschenleben!

Ich habe mich oft gefragt: War das kurze Leben meines

---

Wenn Ostern wird und die Sonne scheint,  
Dann tritt viel Schweres zurück;  
Auch was du unverwindlich gemeint,  
Das wandelt sich zu Glück.

Und wie die graue Erde sich schmückt  
Mit bunt und blühendem Kleid,  
Verbrämt sich, wie hart es Dich auch gedrückt  
Mit jungem Blühen dein Leid.

Ja, Sonne, Blühen und Vogelsang,  
Sie machten das Herz nicht so weit,  
Läg nicht des Winters trüber Gang  
Vor dieser leuchtenden Zeit.

Ostern 1923



Foto: Stephanie Locke

Patenonkels Hugo ein vergebliches, ein sinnloses Leben? Ich glaube: Nein!

Wir Kinder, seine Neffen und seine Nichte, werden sagen: Der Onkel war ein Geschenk für uns! Die drei Jahre 1922–1925, zusammen mit Onkel Hugo in unserem Elternhaus in der Lessingstraße, waren ein heller Lichtschein in unserer Vaterlosigkeit (seit 1916), den wir unser ganzes Leben lang nicht vergessen werden; war es uns doch damals, als wäre uns durch ihn ein zweiter Vater geschenkt worden. Und unser Onkel konnte uns seinerseits so gut verstehen, weil er selbst ohne Vater aufwachsen mußte in Detmold; und, wie er in einem Briefe an seine Schwester im April 1918 schrieb: „– da wir immer und immer wieder bis heute den Vater vermißt haben, den auch die treueste Mutter nicht ersetzen kann –“.

Nein, Onkel Hugo's kurzes Leben war keinesfalls vergeblich oder sinnlos, denn: Wem es gegeben war, durch seine hohen geistigen

Gaben, durch seine menschliche Güte und sein freundliches Verstehen in Kreise der Angehörigen – – oder, in den größeren Dimensionen des Krieges: durch sein ärztliches Können und seine Menschlichkeit gegeben war, vielen verwundeten Kameraden das Leben zu retten und zu erhalten, und auch so manchem das Sterben zu erleichtern durch ein gutes Wort – – der hat nicht umsonst gelebt, sondern zum Segen seiner Mitmenschen, auch dann, wenn seine kurze Lebenszeit nur die Mitte des dritten Jahrzehntes erreichte!

Und da Onkel Hugo's Nerven dem furchtbaren Geschehen des Krieges nicht gewachsen waren auf die Dauer, darf man ihn wohl zu den späten Opfern des Weltkrieges zählen. – –

Der Bärenstein, welch schöner Platz: ein Herzstück des Teutoburger Waldes, der geliebten Heimat unseres Onkels!



Horn-Bad Meinberg  
(Foto: Daniel Brockpähler)

-----  
Ich stieg den Serpentinweg vom Bärenstein herab ins Tal des Waldbaches Wiembeke, bis



hin zu dem stillen Teich im Talgrund, aus dem die Felsriesen der Externsteine steil aufragen.

Durch den engen Pass dieser Felsen führte schon in alter Zeit eine Handels- und Heerstraße von Westeuropa in den Osten: der Hellweg.

Von den Externsteinen wanderte ich durch den leuchtenden Frühlingwald nach Horn, dem schönen alten lippischen Städtchen.

-----

Itzehoe – Bad Salzuflen – Cadenberge

1970–1984

## Quellen:

Hugo Flemming, Schriften, Gedichte und Briefe 1914–1925

Elisabeth Flemming geb. Lohmeyer, Erinnerungen ca. 1920

Mimmi Lundén, Liedkompositionen und Briefe 1922–1926

Marie Kern geb. Flemming, „Erlebtes und Erfahrenes“ 1925–26

Ploetz, „Auszug a. d. Geschichte“ 1931

Stratz, „Der Weltkrieg“ I. 1933

Hesse, „Rausch-, Schlaf- und Genußgifte“ 1966

Wagner, „Rauschgifte, Drogen“ 1969

Wolff, „Siderische Pendelpraxis“ 1950

Wiedenmann, „Urheilkunde des Mesmerismus“ ca. 1920

Roesemueller, „Der Pendel in deiner Hand“ 1954

H. Jürgens, „Pendelpraxis und Pendelmagie“ 1953

## Eine Fahrt in die Vergangenheit

ins Jahr 1891, nach Kolenfeld bei Wunstorf, am 20. August 1984

Am Vormittag dieses Tages besuchte ich Christoph und Liisa in ihrem schönen großen Hause, Alter Postweg. Seit April 1983 lebten auch Maria und ich in Cadenberge, dem Dorf bei Cuxhaven, in dem Chr. seit einigen Jahren schon eine gut frequentierte Arztpraxis betreibt. – Sie hatten z. Z. Urlaub und

frühstückten gerade in behaglicher Breite, um 10 Uhr. Ich brachte ihnen ein neues Buch über den „Burgwall“, eine alte Befestigungsanlage in C., eine Neuerscheinung auf dem Gebiet der Heimatforschung im Lande Hadeln, das vor Kurzem erschienen war.

Beim Erzählen kamen wir auf Großvater Adolf Kern zu sprechen, dessen Soldatengrab auf dem Soldatenfriedhof Salomé bei La Bassée in Flandern Helmut und Elisabeth Schedukat grade in den vergangenen Wochen besucht hatten. Weiterhin sprach wir auch von Urgroßvater Pastor Hugo Flemming (dem Vater meiner Mutter, der schon in sehr jungen Jahren [37] im Jahre 1891 in seinem Kirchdorf Kolenfeld an den Folgen eines Schiffsunfalls starb. Dabei erwähnte ich einen kurzen Besuch in Kolenfeld mit Matthias und seinem Auto vor ca. 10 Jahren. Damals fanden wir drei das Grab des Pastors H. Fl. auf dem Friedhof neben der Kirche: es war mit einer Taxushecke umgeben und die Grabstelle ganz mit Efeu bedeckt. Darüber hinaus stand vor dem Namenssockel unter einem großen schwarzen Marmorkreuz eine Vase mit gelben Blumen, worüber wir erstaunt und erfreut waren: immerhin war das Grab vor gut 80 Jahren angelegt worden. –

Kirche in Kolenfeld (Foto: Losch)

108



## Pastorat in Kolenfeld 1888: Familie Flemming im Garten

Da sagte Christoph: „In Kolenfeld bin ich noch nie gewesen: Laßt uns doch heute, jetzt gleich mal hinfahren!“

Das war ein rascher Entschluß: die beiden hatten noch 10 freie Tage vor sich – so war es möglich, ihn sofort auszuführen.

Nachdem wir Maria verständigt hatten und im Mühlenkamp abgeholt, fuhren wir vier in Christophs großem bequemem BMW gen Süden: Bederkesa – Drangstedt – Bremer Autobahn; von dort die Abzweigung nach Hannover – Südumgehung am Flugplatz Langenhagen vorbei. Auf der Dortmunder Strecke waren wir sehr bald in Kolenfeld: ein altes Bauerndorf auf dem flachen Vorfeld des Deister-Höhenrückens. Behäbige Bauernhöfe, oft umgeben von riesigen Kastanien- und Eichenbäumen.



Bald fanden wir – schräg gegenüber der leuchtend gelben Kirche – den alten Fachwerkbau, der jahrhundertlang Pastorat gewesen war und den wir aus von Fotos von 1890 – besonders den Blick vom Garten her – so gut kannten.

Heute allerdings ist das alte Haus nicht mehr Pastorat, sondern Küsterwohnung; für den Pastor hat man daneben einen recht nüchternen Ziegelneubau gestellt.

An der Giebelseite des alten Hauses, vor dem großen

Erntewagentor, das in die Diele führt, saß die Küsterin im Sessel, die uns schon von unserem letzten Besuch (1975?) her bekannt war. Sie hatte einen großen Gipsverband am Bein und Krücken daneben liegen, Radunfall. Erstaunlicherweise erkannte auch sie uns wieder nach der langen Zeit; aber wahrscheinlich hatte sie





seit damals keiner mehr nach dem Pastor Hugo Flemming und seinem Grab gefragt, der hier 1883–91 amtierte.

Wir gingen zunächst auf den Friedhof – aber wir fanden das Grab und das Kreuz des Großvaters nicht mehr. Ungefähr an derselben Stelle war nun eine neue Grabstelle angelegt für einen um 1976 verstorbenen Pastor der Gemeinde. –

Danach wollten wir in die Kirche gehen und baten die Küsterin um den Schlüssel.

Aber sie verwies uns an das neue Pastorat: „– nach langen Jahren haben wir nun wieder einen Pastor

### Pastorat 1984



hier: er wohnt im Neubau, gleich neben unserm Haus.“

Ich ging hin und klingelte an der Haustür – es war schon nach 3 Uhr nachmittags. Aber es

rührte sich nichts, und die Garage war leer. Ich ging ums Haus in den Garten – der war ganz schön verwildert: von sehr alten Eichenbäumen umgeben eine Grasfläche, in der Mitte die Umrisse eines alten Blumenrondells; an dem Gras verlor sich ein stattlicher Schimmel. Die Gartenfront des alten Pastorats (vor der 1890 unser Familienbild aufgenommen wurde, auf dem, am Kaffeetisch sitzend unser Urgroßvater Dr. Friedrich Flemming



aus Hannover mit seiner Frau, Pastor Hugo Flemming mit Frau Elisabeth geb. Lohmeyer und die drei Flemmingkinder Marie, Paul und Karl zu sehen sind), diese Hausfront des alten

schönen Fachwerkhauses, dich mit Efeu bewachsen, war nun nicht mehr wiederzuerkennen: Alles war mit einer häßlichen gelben Ziegelmauer verkleidet, verkleistert – und die Efeuwand war natürlich verschwunden. –

Da ich bei dem abwesenden Pastor nichts werden konnte, kehrte ich zu der Küsterin zurück. Diese sagte: „Ich muß doch mal ein paar Schritte gehen, trotz meines Gipses, da nehmen wir meinen Kirchenschlüssel zum Portal. Ich bringe Sie hin!“

So zogen wir – sehr langsam – mit ihr die ca. 50 Meter Weges zu den beiden mächtigen Lindenbäumen, zwischen denen das Portal sich befindet. Die Bäume sind wohl so alt wie das Portal, über dem die Jahreszahl 1719 eingemauert ist. Der schlanke Kirchturm an der Westseite stammt noch aus dem 12. Jahrhundert.



Das Innere der hellen Barockkirche: ganz in Weiß und Gold gehalten, so seit 1740. Ein Kanzelaltar und im Westen, auf einer 2. hohen Empore der sehr schöne kleine Orgelprospekt aus dem Barock (Ende des 17. Jahrh.). Hinter diesem Prospekt – wie ich nachher mit Augen, Händen und Füßen feststellte, ein einmanualiges Örgelchen mit geteilter Lade, mechanischer Traktur, drei selbständigen Pedalregistern, Prinzipalen, Gedackten, Sesquialtera, Mixtur, Scharff 3fach: immerhin! Schöne Flötenregister, schwache Prinzipale, sehr sanfte Rohrwerke.

–  
Unten, vorne, links vor dem Altar, an den Stufen steht ein sehr alter Taufstein mit Schmuckornamenten und der Jahreszahl 1651.

Aus diesem Taufbecken ist meine Mutter 1885 getauft worden, ebenso wie ihre Brüder Paul (1886), Karl (1887) und Hugo (1889),

mein späterer Patenonkel.

In der Pastorenfamilie Flemming war das Geburtstagslied: „Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte“; das wurde um 1900 nicht nach der „Sohr“-Melodie von 1668 gesungen:



sondern nach der Melodie „Allein Gott in der Höh sein Ehr“:



von Nicolaus Decius, 1535. So wurde es auch noch zu Großmutter Flemmings Geburtstag (26. Sept.) in

Itzehoe (seit 1920) gesungen, morgens gegen 7 Uhr vor der Tür ihres Schlafzimmers: die ganze Familie geschlossen, wenn auch teilweise in sehr behelfsmäßiger Kleidung: Allein die Stimme galt!

In Erinnerung an diese Geburtstagsständchen meiner frühen Kindheit spielte ich auf der kleinen Orgel in der Kolenfelder Kirche Variationen über diese alte Geburtstags- und Tauflied. Ich spielte wohl 20 Minuten, unter Verwendung vor allem der schönschwingenden gedeckten Flötenregister. Indessen machte Liisa viele Aufnahmen im Innern der Kirche, denen das



strahlende Sonnenwetter zugute kam. Dann stieg L. auch noch zu mir auf die Orgelempore und „knipste“ mich beim Spielen.

Wir sprachen noch unten im Kirchenschiff eine Zeitlang mit der Küsterin, die sich in einem Kirchenstuhl niedergelassen hatte, da ihr das Stehen schwerfiel.



Sie erzählte: bis vor 3 Jahren hätten der Grabstein unseres Groß- bzw. Urgroßvaters Fleming noch gestanden. Dann hätte die politische Gemeinde, der Kreis, den Friedhof übernommen: und bald darauf wäre – um Platz für neue Gräber zu schaffen – viel Altes abgeräumt worden. Da sei auch der Grabstein des Pastors verschwunden. An dessen Stelle wäre nun die neue Grabstelle eines vor wenigen Jahren verstorbenen Gemeindepastors angelegt. Am Hauptportal, rechts von den alten Linden, steht noch ein recht alter Grabstein eines Pastors Timm aus dem 17. Jahrhundert. –

Die Küsterin erwähnte auch einen Ortsteil von Kolenfeld: „Mönchehof“, in dem behinderte Kinder untergebracht seien. Dabei fiel mir ein, daß unsere Großmutter Elis. Fleming vor ihrer Heirat „auf Gut Mönchehof“ als Erzieherin gewirkt hatte. Hier also hat sie damals den jungen Pastor Fl. kennen gelernt,



Alexander Kern an der Orgel in Kolenfeld

den sie (oder der sie) 1884 heiratete. Das erste ist wahrscheinlicher: die Großmutter war eine energische Person.

So langsam hatten Christoph und Liisa die 36 Aufnahmen ihres Films verknipst, weil sie auch von dem alten Pastorat – dem Fachwerkbau – mehrere Aufnahmen gemacht hatten. Wir verabschiedeten uns von der Küsterin und dankten ihr für ihre so ausführlichen Erzählungen und für ihre Mühe, dass sie uns mit Krücken und Gipsbein bis in die Kirche begleitet hatte. Eine Spende wollte sie aber nur „für den Klingelbeutel“ annehmen. –

Und ich freute mich – nach 6 Krankheitsmonaten (März bis August 1984) –

wieder einmal auf einer Orgelbank gesessen zu haben, noch dazu in der Kirche meines Großvaters und der Taufkirche meiner Mutter. (In der Nicolaikirche in Cadenberge hatte ich





zuletzt Ende Februar einen Gottesdienst gespielt.) –

Es war draußen immer noch recht warm. Wir fuhren ab und dachten intensiv an eine gute Tasse Café. Christoph stellte fest, daß es bis zum Steinhuder Meer gar nicht weit wäre. Also: hin! Auf schattiger Terrasse eines großen Ausflugslokals saßen wir dann, mit einem weiten Blick über den See, in dessen Mitte die Festung „Wilhelmstein“ liegt, eine kleine Muster-Festung, die 1767 ein Schaumburger Graf erbaut hat.

Ein ruhiges, ein beschauliches Bild, dieser See, nicht durch Motorbootlärm oder Lautsprecher-Musik-Krach verschandelt. Außer Ruderbooten waren nur Tret-Boote zugelassen, Marke

PMS (Pet man sülm!). Große Segelboote glitten lautlos über die kurzen Wellen zur Inselbesichtigung.

Auf unserer Rückfahrt – die Sonne sank schon tiefer – machten wir noch einmal Halt am Kloster Loccum. Wir besahen das schöne alte Torhaus und die hochromanische Klosterkirche – aber nur von außen, da es inzwischen schon 17.30 geworden war. Sehr zierlich und filigran leicht wirkte der kleine silbergrün leuchtende

Dachreiter, wie er überall auf Zisterzienserkirchen „hockt“. Dann saßen wir am Klosterteich, dem „Brauteich“, und beobachteten die vielen auf und noch mehr Karpfen unter dem Wasserspiegel. Wunderschöne uralte Kastanienbäume umgaben den Teich.





Bei untergehender Sonne fuhr uns Christoph dann auf anderen Straßen: über Nienburg, Zeven und Bremervörde zurück nach Cadenberge.



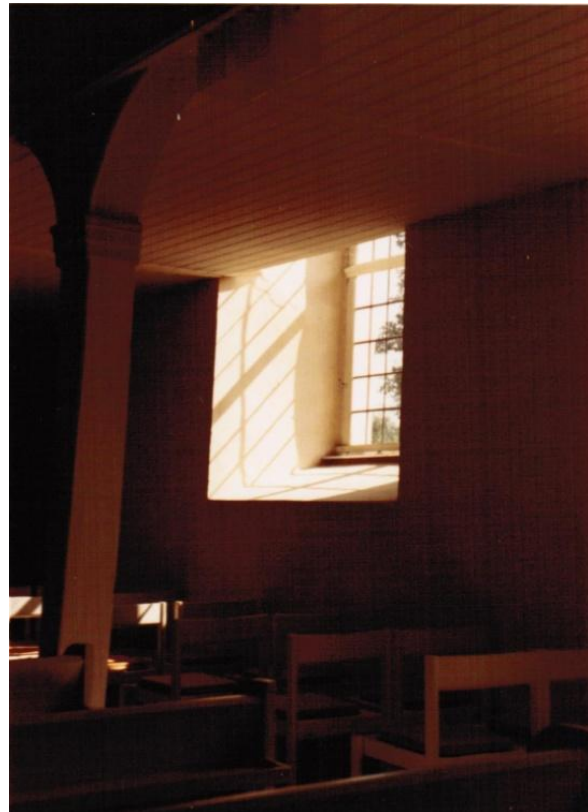
### Friedhof Kolenfeld

die Wirkungsstätte unseres Großvaters und seiner Familie war.

Cadenberge am 13.  
Oktober 1984

Das war eine schöne Fahrt in die Vergangenheit, in die Welt eines Kirchdorfes, das vor beinahe 100 Jahren

### Kloster Loccum (Foto: Stebra)





Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer (Foto: AxelHH)





Uns, die wir früher schon der Pflicht ins Auge geschaut und dem Leben,  
Gib Deine Kraft, Dein Beispiel, uns gilt Dein feines Verstehn.  
Danken können wir nie für das, was Du still uns gegeben,  
Kindlich sei unsere Liebe und Treu; sie soll nimmer vergehn.

[Original in der Handschrift von Hugo Flemming]

Die Erinnerung ist nicht auszulöschen, da kann man so alt werden, wie man will. Im Gegenteil, je älter man wird, desto schärfer wird die Erinnerung, und mit einmal weiß man, daß das ganze Leben nur aus Erinnerungen besteht. Und wenn man das weiß, dann ist es zu Ende.

Michael Horbach 1980

## Anhang I.

**Nach Hugo Flemmings Tod hat Tante Mimmi Lundén (seine Verlobte seit Dezember<sup>14</sup> 1924) seine Gedichte gesammelt und selbst abgeschrieben. Dieser Band ist im Besitz meiner Schwester Elisabeth Schedukat. Hier folgt die Kopie der Gedichte:**

Des Abends, wenn die Schleier sinken,  
und letzter Abendröte Blinken  
mir meinen Wald verklärt von fern,  
der Bäume strenge Silhouetten  
sich mit dem Dämmern rings verketten,  
hör ich der Amsel Lied so gern.

Ihr Sang will mich zurück zur Heimat leiten,  
strahlt hell aus Mord und Gram und Völkerstreiten  
wie meines deutschen Mädchens lichtiges Bild.  
Von fern verklingt des Schlachtendonners Grollen.  
Ein Wunsch empor, zum Starksein, Besserwollen  
heiß traumesselig mir im Herzen schwillt.

Und wie von schwerer Krankheit schon genesen  
groß Dank und Lebensglück ist all' mein Wesen,  
wie heilig wird mir auf der stillen Wacht.  
Was ich gestrebt, gejauchzt, gesungen,  
was immer doch verströmt, verklungen,  
in Halbheit kaum zur Welt gebracht,  
das tönt und wird in weicher Nacht  
von Fried' und Hoffnung leis' zur Ruh gesungen.

Und hoffend Glück liegt ausgegossen  
in reichen Garben nah und fern.  
Und hoffend Glück kommt hergeflossen  
zu mir von jedem kleinsten Stern.  
Ach, könnt ich ewig solchen Frieden trinken – –  
des Abends, wenn die Schleier sinken,  
hör ich der Amsel Lied so gern.

-----

Münden, Herbst 19

Der Wind fegt große Wolken  
Von Staub die Straßen entlang,  
Die alten Bäume erschauern,  
Sie ächzen schwer und bang.

---

<sup>14</sup> Die Verlobung fand am 10. August 1924 in Detmold statt.



Es dräut in dunklen Tinten  
Der Himmel tief violett,  
Die Gänse und Schafe und Hühner  
Flüchten und drängen zu Bett.

Die Nebelschleier sinken,  
Wild rauscht des Wehres Gebraus,  
Viele Menschen hasten vorüber  
Und fliehn vor dem Regen nach Haus.

Nun fallen die ersten Tropfen,  
Die Blätter flattern vom Baum:  
Ich sitze auf grüner Insel  
Versunken in seligem Traum.

Und kommt auch Herbst und Regen,  
Bin wunderfroh zu Mut,  
Im Wasser blinken die Lichter:  
Es wird noch alles gut.

War eben erst bei Euch drinnen,  
Gab ganz der Flut mich hin,  
Wißt Ihr mein Sorgen und Bangen,  
Kennt Ihr der Zukunft Sinn?

Ich will es Euch glauben, Ihr Wasser,  
Den Bäumen, der grünenden Flur:  
Der beste Teil meines Lebens  
Gehört Dir, süße Natur!

-----  
Meine Mutter ist die Sonne  
Und ich weiß, sie hat mich lieb!

Nun du mir, liebe Sonne  
Scheinst hell und warm ins Gesicht,  
Da schwinden die Wintergespenster,  
Wie wohlig wird mir und licht!

O, laß wie die Frühlingsblüten  
Helläugig mein Wesen sein,  
Und klar wie die Vogelstimmen  
Die Wort' und Taten mein.

Laß mich wie die Eiche und Buche  
Fest ankernd im Boden stehn,  
Daß die Erde muss krachend bersten,  
Eh' ich darf untergehn!

Hugo  
seinem lieben Mariechen

Mai 22

Ein erster goldener Sonnentag –  
 Ich weiß nicht, was ich wünschen mag;  
 lieg an dem Waldrand längelang,  
 und über mir geht ihren Gang  
 die liebe warme Sonne.

Grüngolden flaggt der Buchenwald,  
 daraus der Vogeljubel schallt;  
 Jedwedes gleißt in güldnem Schein:  
 sie strahlt auch mir ins Herz hinein  
 die liebe warme Sonne.

Und was im Herzen kalt und wüst,  
 das hat sie lindiglich geküßt,  
 und wo ein Keim verborgen liegt,  
 mit Mutterarm ihn sanft gewiegt  
 die liebe warme Sonne.

Die Sonne strahlt, die Sonne glüht,  
 rings schwillt ihr goldnes Opferlied.  
 Mein Herz wird warm, mein Herz wird kühn:  
 Ach, laß auch mich noch einmal blühen,  
 du liebe warme Sonne.

---

Im lichten Dunste lockt die Ferne,  
 Grüßt Wald und Wiese, Berg und Tal;  
 Vieltausend bunte Blumensterne  
 Blühen brünstig auf zum Himmelsaal.

Leicht fächelnd trägt des Windes Weben  
 Mir zu der Blütenbäume Ruch:  
 Auf tut sich mir mit leisem Beben  
 Des großen Schöpfers buntes Buch.

Und wer darin mit Andacht blättert,  
 Dem fehlt der rechte Führer nicht:  
 Auf schau' ich, und die Lerche klettert  
 Hell jubelnd in das Himmelslicht!

---

(nachher gefunden)

Denn wenn uns nicht die Sonne lacht,  
 Ist alles Tun vergebens.  
 Was Du geschafft, was Du gedacht –  
 Es fehlt die Kraft des Lebens.

Du große Mutter alles Seins  
Mach Du uns stark und milde,  
Mach uns zum Spiegel deines Scheins,  
Zu deinem Ebenbilde.

Mach Mut und Freude in uns groß,  
Laß uns den Kampf gelingen –  
Nimm mich in deinen Mutterschoß  
Und laß mich Früchte bringen.

-----  
Dezember 22

Und wieder war das Land im Licht,  
Da warf der Sturm mich zurück.  
Mit Wind und Wellen ringt das Boot,  
Und fernab liegt mein Glück.

Doch eh' ich bei düsterroter Glut  
Nicht hart mich und fertig gehämmert,  
Eh' laß ich die rußige Werkstatt nicht,  
Eh' sei es noch weiter gedämmert.

Dann aber schreit' ich zur Schmiede heraus  
In den lachenden Sommerglanz.  
Da bin ich, Schicksal, nun fasse mich, Sturm:  
Dann ist mir das Leben ein Tanz!

Oktober 23

Die dunkeln Wolken umdräuen wüst  
Den letzten Sonnenschein,  
Es heult in jachen<sup>15</sup> Stößen der Wind;  
Er trifft mich im Felde allein.

Klar zeichnet sich gegen den glühenden West  
Der Strauch, wie er kämpft mit dem Wetter.  
Es raschelt zur wilden Windesmusik  
Das Sterbelied der Blätter.

Die ersten Sternlein ziehen herauf,  
Sie lösen sich zag aus dem Blau –  
Und der Wind, der Wind, der brausende Wind,  
Jetzt dünkt er mich linde und lau!

Ich liebe der Sterne lichte Reihn,  
Ich liebe Blume und Blatt.  
Doch stärker und heißer lieb ich den Wind,  
Er macht mich müde und satt.

Wenn die Sonne sinkt, wenn das Laub verwelkt,  
Und so fern der Sterne Schein,  
Dann bist du der rechte Wandergenoß;  
Du sollst mein Geselle sein!

---

<sup>15</sup> jähren



Du singst mir, wie Blatt und Blüte geliebt,  
Und was die Sternlein flüstern,  
Und wie einst die Sonne so golden schien –  
Mein wilder Gesell im Düstern.

---

Februar 23

Von fern kommt mir ein Läuten,  
ein leiser Glockenklang.  
Ich grüble nur ein Deuten,  
halb wohl in mir, halb bang.

Leis' regt sich's mir im Innern  
wie Knospen sich erschließen:  
Ein träumendes Erinnern  
wie froher Zeiten Grüßen.

Bin alt und hart geworden  
in jahrelangem Leid.  
Leer sind der Hoffnung Krüge –  
gibt's denn noch Frühlingszeit?

Ein Lied, das Trieb und Regen  
vollauf nur blühen läßt,  
daß Frucht ich bring und Segen,  
daß mir das Leben ein Fest?

Daß nicht mehr matt die Freude  
auf weher Saite schwingt,  
nicht jede Lust von heute  
im trüben Morgen versinkt.

Was kann mich vom Herzweh entbinden,  
vom ewgen Hinab und Hinan:  
Soll ich die Wege finden,  
da mein Fuß gehen kann?

---

Ostern 23

Wenn Ostern wird und die Sonne scheint,  
Dann tritt viel Schweres zurück;  
Auch was du unverwindlich gemeint,  
Das wandelt sich zu Glück.

Und wie die graue Erde sich schmückt  
Mit bunt und blühendem Kleid,  
Verbrämt sich, wie hart es Dich auch gedrückt  
Mit jungem Blühen dein Leid.

Ja, Sonne, Blühen und Vogelsang,  
Sie machten das Herz nicht so weit,  
Läg nicht des Winters trüber Gang  
Vor dieser leuchtenden Zeit.

22. Juni 24

Du Sonne, zu der wir alle schaun,  
Des Schöpfers strahlendes Auge,  
In unserm Lächeln spiegelst Du dich  
Und in der Tränen Lauge.

Dein Glanz fliegt über Wald und Feld,  
Er zittert in Güte and Geben;  
Wie arm auch der Fleck, den dein Blick erhellt,  
Blüht auf zu Farbe und Leben.

Auch mich traf jüngst ein lichter Schein;  
Ein Schimmer blieb nur zurück:  
Will mich wie die Erde der Sonne weihn – –  
Vielleicht erblüht das Glück.

---

6. August 24

Heut ziehest du zum ersten Male  
In unser Städtchen ein.  
Da möcht' ich mit Handschlag und Willkomm  
Wohl bei Dir sein.

Und wie ich mich sehrend rüste  
Zur festlichen Turnei,  
So will ich die Heimat bitten,  
Daß sie mein Herold sei:

Sie möge sich Dir erschließen,  
Wie sie sich uns erschließt,  
Und lächelnd Dich begrüßen,  
Wie sie ihre Kinder grüßt.

Sie soll Dich leiten und führen  
Mit linder Hand,  
Daß Herz und Sinn dir blühe  
In deutschem Land!

---

Dezember 24

Nun bist Du mein!  
Von allen dunklen Trieben  
Ist einer nur geblieben:  
Bei Dir zu sein!

Du bist mein Glück!  
Drum will ich Dir nur lauschen  
Und Dank und Wonne tauschen  
Mit Deinem Blick.

An Gottes Hand  
Stark und geführt vom andern  
So laß uns freudig wandern  
Ins Vaterland!

„Nun bist du mein“ –  
Beginn von Hugos  
Gedicht in der Vertonung  
von Mimmi Lundén  
(Originalhandschrift)

„Nun bist du mein“  
(Hugo Fleming) Dezember 24  
Mimmi Lundén

Freudig begrüßt. 1. Nun bist du mein Von allen dunklen Trieben ist einer am geblieben, ist  
2. Du bist mein Linder Kummer bist du mir Leiden und Dank und Wärme schenken und  
einer am ge- blie- ben: Bei dir zu sein, bei dir zu sein!  
Dank und Wärme schenken mir keinen Blick, mit diesem Blick. 3. Du

**Folgende Gedichte finden sich nicht in Mimmi Lundéns  
Sammlung – sie sind nur überliefert in ihren Vertonungen  
der Vorlagen von Hugo Flemming:**

In der Sonne

In der Sonne, mein Lieb, in der Sonne,  
Da fliegt mein Herz zu dir!  
Sollst teilen mit mir und trinken  
Die leuchtende Herbsteszier.

Wie so wunderblau der Himmel,  
So warm die Sonne küßt;  
Wie die dunkle Föhre am Ufer  
Im See ihr Bildnis grüßt.

All die brennenden Herbstesfarben  
Schließen um uns den Kranz,  
Drin wandern wir zu zweien  
Verstummt vor Glück und Glanz!

Der Wind in den Föhrenkronen  
Ein Wiegenlied dazu singt  
Und Sonne, mein Lieb, und Frieden  
In unserm Herzen klingt.

Lenzlied.

Mai 1922

Nun treibt der Saft im Stocke,  
Das große Wunder ruft!  
Rings schwillt wie eine Glocke  
Der Erde Duft.

Aus Blätterhüllen schauet  
Der Knospe hold Gesicht.  
Es hofft sich und vertrauet  
So licht, so licht!

Es jauchzt dem strahlenden Heute  
Menschen- und Vogelgesang.  
Wie lange währt die Freude,  
Wie lang, wie lang?

Wohl kann der Sturm zerschlagen  
Manch blütenschweren Zweig,  
Und Blumen werden klagen,  
Verwelkt und bleich.

Bei allem unserm Mühen,  
Das vor- und aufwärts sucht,  
Wieviel von diesem Blühen,  
trägt Frucht, trägt Frucht?

Von Wunsch- und Glücksentwürfen  
Tritt still und frei zurück!  
Schon Blühen schauen dürfen  
Ist Glück, ist Glück!



## Anhang II.

### Weitere Texte von Hugo Flemming

#### Aus dem Gästebuch von Hugos Onkel und Tante Eduard und Emilie Flemming in Beuchte:

Sei mir begrüßt! Du freundliche Pfarre!  
Sei mir begrüßt! Du trauliches Heim!  
Wo unter freiem, glücklichem Himmel  
Waltet ein stilles zufriedenes Glück.  
Wohl kann der reden von freundlichen Wirken,  
Der in dem Pfarrhause Herberg genoß,  
Denn mit den Gästen, so steht es im Hause  
Gleichwie in einem Taubenschlag:  
Heute und morgen erscheinen Gäste,  
Jeder wird freundlich und traulich begrüßt,  
so daß beim Scheiden einem jeden es schwer wird  
Bei dem Gedanken: „Mein Pfarrhaus leb' wohl!“  
Also ist es mir nun zu Mute,  
Wo ich dem Pfarrhaus den Rücken kehr',  
Dankbaren Herzens doch ruf' ich beim Scheiden:  
„Traute Verwandten! Habt Dank! Lebet wohl!“  
Beuchte, den 26–28 April 1905.  
Karl Flemming. Hugo Flemming.

Es legte Adam sich im Paradiese schlafen;  
Da ward aus ihm das Weib geschaffen.  
„Du armer Vater Adam, du!  
„Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh.“

(Claudius.)

Mit diesen und anderen Gefühlen, vornehmlich der  
Dankbarkeit, scheidet

Hugo Flemming

und hofft, daß die Wunden, die er schlug, die Zeit möge  
heilen.

[Juli 1907]

-----  
Nach 2 lustreichen Tagen scheidet mit herzlichem Dank  
Karl Flemming.  
stud. phil.

der sich zu den letzten Worten seines Bruders (siehe  
vorherg. Seite) entschieden in Gegensatz stellt.  
[August 1907]

-----  
Hugo Flemming auf Kriegsurlaub vom 24–26/X. 14.

**Aus dem Gästebuch von Hugos Onkel Alexander Zeiß in  
Schwalenberg:**

Wenn ein Studente vetterreist,  
Wo fänd er nicht die Stätte,  
Da er in goldner Jugendzeit  
Getollt und gefrevelt hätte.

So zog auch mich nach Schwalenberg  
Gar stark ein heimlich Sehnen.  
Ei, warum soll auch ein Raufbold nicht  
Sich freuen am Trauten und Schönen.

Okt. 1910      Hugo Flemming

**Aus dem Gästebuch von Adolf und Marie Kern in Itzehoe:**

Unrast, Pünktlichkeitsgenie,  
Zappelphilipp, Rabbeljurie;  
Neffe Adolf: Patenonkel!  
Morgens helle, – abends dunkel. –

Küchenjunge, wenig Glück er.  
Quatsch – Sinalco, Pöttেকেiker  
Laurergintsch, Rollmops, Supp von Flieder,  
Gut und reichlich, komme wieder!

Große Insel: Helgoland!  
Karte! Was? Noch nie gekannt!  
Hingefahren, eingestiegen;  
Seekrank, über'm Bordrand liegen.

Dagewesen, wiederkommen,  
Fuder Steine mitgenommen,  
Holsteins Schweiz! Ne schöne Gegend.  
Brockhaus. Kolossal geregnet.

Werbebriefe. Großes Maul:  
Stellenloser Onkel Paul!

Ein Vermächtnis der Brüder  
ihrem lieben Paul zum beiderseitigen Andenken der  
Itzehoer frohen Stunden.  
Hugo 20/XII 08 – 3/I 09

Onkel Hugo Flemming wirkte hier vom 20. III. bis 26 IV. [1910] im Kreise seiner Neffen. Möchten die Früchte dieses Tun's sprießen wie der dicke Rhabarber im Garten zur Freude der Eltern und des

On Dotter.

-----  
Assistenzarzt Hugo Flemming [Ostern 1916]

-----  
15. Juli – 8. August [1918] Bruder Hugo.

Hochzeit Mann - Luise  
16. Aug. 1919.

Paulsplatz. A. Borchers  
Ria Mann  
Ese.

Maria Luise August  
Ulrich Bredan  
Ulrich Bredan  
Lore Bredan

Vetter Hugo Bredan, zwangsweise  
eingeladen.

Therese Mann  
Hans Bredan  
Jilly M. W. u. S.

Miriam  
Else Merkel  
Lore Bredan

für die 10 Hauptleute  
bei der Hochzeit  
Hugo Bredan

-----  
**Gästebuch August und Marie Luise Fink**

**Eintrag an ihrem Hochzeitstag, 16. Dezember 1919 – Hugo schreibt:**

Vetter Hugo Flemming, wo zwangsweise eingeladen wurde.

**Die letzte Unterschrift auf der gegenüberliegenden Seite stammt von „Ese“, Therese Mann, der Schwester der Braut. Um diese Zeit hat Hugo ihr einen Heiratsantrag gemacht, den sie ablehnte.**

## Ein Geburtstags-Spiel

Zum 26. September 1922 [Geburtstag von Hugos Mutter Elisabeth] für Mariechen Kerns Kinder Adolf (14), Karl Friedrich (13), Alexander (11) und Elisabeth (8)

### Itzehoer Arbeitsleute

von Onkel Hugo

#### Handelnde Personen:

- 1) Eine Kaninchen-Mutter (Alexander)
- 2) Der Vertreter einer Guano-Fabrik (Adolf)
- 3) Der Blockwagen (Karl Friedrich)
- 4) Eine Haus-Maus (Elisabeth)

#### Kaninchen-Mutter

Ich möchte wohl wissen, woran es liegt,  
daß man heut gar kein Futter kriegt.  
So etwas geht doch wirklich zu weit,  
das nennen die Leute nun Dankbarkeit.

Wie habe ich mich abmaracht<sup>16</sup>,  
Habe 17 Junge zur Welt auch gebracht,  
Da könnten sie wirklich für mich sorgen.

#### Guano

Ich komme man bloß mal vorbei heute morgen,  
weil ich bei wegelang gehört,  
daß die Großmutter sei zurückgekehrt.  
Da wollte ich denn man bloß mal fragen,  
die Sache kann mir nicht mehr behagen,  
Du kriegst kein Futter, ich liege verlassen  
Hoch auf dem Boden, das könnte euch passen,  
Und mit der Herbsdüngung eilt es schon!  
Hallo, was kommt denn da für ein Patron?

#### Wagen (verdrießlich)

Nein, das geht wieder die Natur.  
Es ist noch nicht mal ganz 6 Uhr,  
Und ich muß wieder schon zur Bahn.  
Dass man nicht einmal ausschlafen kann.  
Will von den Nachbarn wer verreisen,  
Kann ich die Knochen wund mir reißen.  
Ich fordre den 8-Studentag!  
Von acht bis 4, sonst keinen Schlag.

---

<sup>16</sup> abgemüht



### **Kaninchen-Mutter**

Ja, Freunde, das kann mir imponieren,  
Wir müssen uns jetzt organisieren.  
Wir sind hier doch alle Arbeitsleute,  
Und die haben zu befehlen heute –  
Wir gründen einen Arbeiter-Rat,  
daß kein Mensch uns mehr was zu sagen hat.

### **Wagen und Guano**

Man los, man los,  
Nur immer zu,  
Dann hat man endlich seine Ruh.

### **Alle**

Es lebe die rote Republik,  
Sie bringt uns Arbeitern Freude u. Glück.  
(Tanzen zusammen einen Ringeltanz)

### **Maus** (vorsichtig und verbindlich)

Was sind denn das für grobe Leute!  
Wißt ihr denn nicht, dass Geburtstag heute?  
Von der Großmutter, die von der Reise zurück?  
Ich komme, um ihr zu wünschen viel Glück.  
(knickst)

### **Wagen**

Das ist uns allen ganz einerlei,  
Wir sind von der kommunistischen Partei.

### **Kaninchen-Mutter**

Tritt man seine Freunde auf die Füße,  
So kriegt man keine Geburtstagsgrüße!

### **Maus**

Ach Freunde, schimpft doch nur nicht so sehr,  
Es ging in der Wirtschaft manches verquer,  
Gab hier wohl manche Allotria,  
Die Großmutter war eben nicht da;  
Die ist in der Wirtschaft der gute Geist,  
Das zeigt sich am besten, wenn sie verreist.  
Doch nun sie zurück, da sollt ihr bald merken,  
Wie tätig und freudig zu allen Werken  
Wird Haus und Garten und Viehbestand!

### **Guano** (überlegend)

Ja, Freunde, es ist doch allerhand,  
daß sie in frühester Morgenstunde  
Schon in dem Garten macht die Runde.  
Sie gräbt, daß Würmer die Hühner finden,  
die, damit ich entsteh, dann fleißig „verschwinden“.  
Pflückt Mangold und Bohnen, das Menschenfutter,

Und auch manches für die Karnickel-Mutter.

### **Kaninchen-Mutter**

Ja, ja, das ist auch wirklich wahr.  
Als ich jüngst guter Hoffnung war,  
Da hat sie mich immer redlich betreut,  
Als Adolf verreist war in der Zeit.

### **Wagen**

Und ich, ich sag es ungelogen:  
Sie hat mich wahrhaftig of selber gezogen!

### **Guano**

Und hört mal, es ist noch etwas dabei,  
daß nichts wird aus der kommunistischen Partei:  
Wie können wir uns zu streiken erdreisten,  
Wir müssen doch unsere Arbeit leisten.  
Wenn ich nicht fleißig den Garte dünge,  
daß er Gemüse und Futter bringe,  
Dann leidet ihr Karnickel Not  
Und bleibt in fünf Tagen spätestens tot.  
Das Fett von eurem Karnickel-Braten  
Muß den Wagen schmieren zu neuen Taten.  
Sonst quieckt er und quarrt und ist verdrießlich.  
Und was tut dann der Wagen schließlich?  
Er bringt dem Viehbestand her sein Futter,

Und daraus entsteh ich, der Fruchtbarkeit Mutter.  
So bilden wir drei ein nützliches Band,  
Und die Großmutter hält es fest in der Hand.  
Wir drei sind brauchbar, nur du, kleine Maus,  
Welch Vorteil zeichnet denn Dich bloß aus?  
Du störst die Nächte und frißt alles weg.  
Denkst du noch an das halbe Pfund Speck?

### **Maus**

Ach ja, ich bin nicht ganz so nützlich wie ihr.  
Ich lebe so mehr zu meinem Plaisir;  
Und singe und tanz ich die Nacht durch auch dreist,  
Ich bin doch im Haus der versöhnende Geist.  
Wie oft hab ich nicht schon die Mütter und Jungen  
Harmonisch und süß in den Schlaf gesungen.  
Die gute Musik ist ihr höchstes Ergötzen,  
Ich muss die „Primadonna“ ersetzen.  
An gute Musik sind sie hier gewöhnt,  
Die ist's, die alle erfreut und versöhnt.  
Ich will auch sonst an die Großmutter denken,  
und meine Nachkommenschaft etwas beschränken.  
Sonst frißt sie ja doch nur Stoltenbergs Katze.  
Da ist der Kraft-Aufwand nicht am Platze.

### **Alle anderen**

Ha, ha, du machst uns wirklich Spaß:

Die kleine Maus kann auch noch was!  
Zu der wollen wir lieb und freundlich sein,  
das wird die Großmutter sicher erfreu'n.

### **Maus**

Hört auf, macht nur nicht solchen Krach.  
Ich glaube, die Großmutter wird jetzt wach.  
Da wollten wir ihr doch zusammen eins singen,  
und ihr ein Geburtstagsständchen bringen.

### **Alle** (fassen sich an und singen)

Die Großmutter solle leben  
Und blühen immerdar,  
mit Liebe uns umgeben  
Wie schon so manches Jahr.  
Gesund und frei von Nöten,  
behaglich, warm und satt,  
das sei ihr zugebeten  
vom Arbeitsleut-Kleeblatt.

## **Entwurf für ein Hochzeitsspiel zur Hochzeit von Hugos Schwester Marie am 22. Mai 1907 – Fragment, in deutscher Schrift verfasst:**

### Knuspermaus

### Haselmaus

- H. Pip, pip!  
K. Wer piept denn da?  
H. Ich bin's  
K. Wer ich?! Aha, die Haselmaus!  
Was machst denn Ihr in meinem Haus?  
H. Ach Gott, Frau Nachbarin, ich wollt nur fragen  
Ob Ihr denn schon wißt, daß in diesen Tagen  
das kleine Mariechen Hochzeit macht?  
K. Das Mariechen? Da hättet Ihr d'ran gedacht?  
H. Natürlich, seht, als sie jetzt vor 4 Jahren  
Mit der Mutter von Schieder sich hier entfernt  
da ist sie zu ihrer Schwester gefahren  
und hat einen Leutnant kennen gelernt.  
Ganz blau und rot hat der ausgesehen  
So hat mir das Schaf aus dem Schafstall erzählt.  
Zwar muß ich ihm für die Nachtricht geben  
3 Lot Mäusewolle, fein ausgewählt.  
K. Ein Leutnant  
H. Wahrhaftig und mit'm Säbel

K Und ein Helm?  
H Den setzt er nur sonntags auf!  
Ja ja und das wollt ich Euch schnell nur erzählen  
Bin noch ganz heiß von dem schnellen Lauf.  
K Und diese beiden wollen jetzt freien?  
H Ja morgen schon, drum kam ich jetzt raus.  
Ihr wußtet doch sonst so viel zu erzählen  
Wie als Kind sie gespielt hier in Eurem Haus  
Und als sie dann zurück vom Pate kam  
Da schreckte grauslich früh das alles.  
Ach Gott ja ja die vielen Kinder  
Wo meine Mutter selig mir noch von erzählt.  
Und wie Ihr um sie gesorgt und gebangt  
Daß ihr ja kein Unklück mochte geschehen  
Ich habe sie auf dem Hofe draußen  
Ja auch noch lieber mal laufen sehen.  
K. So sprach die Gevatterin wenn wir beide  
Hugo so treulich über der Kleinen gewacht  
Was die für dumme Streiche gemacht  
Aber schließlich, so im Ganzen  
War er doch noch recht naiv.  
Und wie leicht tu so eins sich was zu leide.  
Dahingegen war Mariechen  
Zwar war sie klein, doch schrie sie nicht minder  
Von den größeren wurde sie weidlich gequält.  
M. Ach Gott ja ja die vielen Kinder

Wo die Mutter selig mir noch was erzählt!  
K. Zuerst, da lernte sie gar nicht das Sprechen  
Sie lief in neuen Strümpfen umher  
Und wollte sich hier die Zunge abbrechen  
Zu sagen doch das Trümpfe Trümpfe wär.  
H Meine Kinder brauchen dazu gar nicht lernen  
Die sagten am 2. Tage schon „Piep“.  
K Des abends zumal war sie furchtbar bange  
Und schrie, wenn sie eben allein mir blieb  
Litt Litt! Und kommen es so die Misere  
Ich lief ihr um die Füße herum.  
Und piepte, daß ich doch bei ihr wäre  
Allein sie war noch so schrecklich dumm  
So lag sie nicht mehr in ihrem Bette  
Die Flasche hatte sie fest im Schoß  
denn wenn man sie gar geprügelt hätte  
Die Flasche ließe sie nimmer los.  
Es war schon recht dunkel sie fing an zu schreien  
Und tobte wie toll im Bettchen herum  
Dann ein Schrei ein Lauf und auf einmal wieder  
Gleich war ich am Bette, da lag sie unten  
In den Scherben der Flasche in Milch und Blut  
An Hand und Ärmchen zahlreichen Wunden  
Und wimmerte leis so das ganz wir verliert.  
Und gegen uns war sie immer so lieb  
Gegen mich und die Kleinen, piep, piep.



- H. Das arme Kindchen!  
 K Da kam schon die Mutter  
 Und kaum als das Kind sie weggetragen,  
 Da soff ich die Milch, das leckerste Futter  
 Da hab' ich dem Magen mir vollgeschlagen.  
 Doch waren wohl einige Scherben dazwischen  
 Denn wenig Schmerzen kriegt' ich nicht gelind.  
 Und lag 9 volle Stunden im Fieber,  
 Doch was tut man nicht alles für solch' ein Kind.
- H. Ich wohnte damals draußen im Hofe  
 Am Schafstall, wo [Text bricht ab]

Paul, Paul, zuckersüßer Paul.

Du bist wie eine Blume  
 So hold, so schön so rein.

**Liste aus Hugo Flemmings Nachlass, vermutlich 1907 – auf dem Papierbogen des Hochzeitsspiels, in deutscher Schrift verfasst:**

## Lyrik

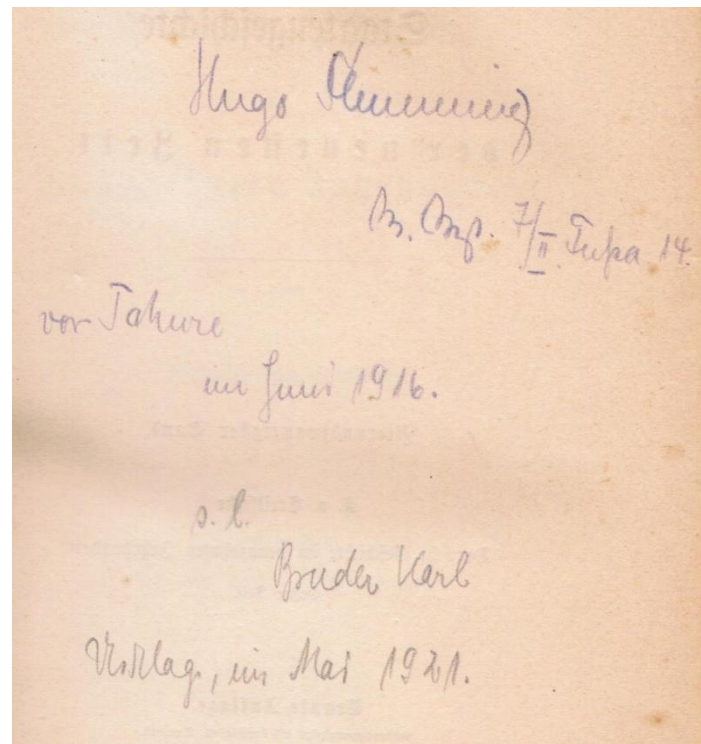
Walther von der Vogelweide  
 Paul Gerhard  
 Goethe Alles um Liebe [Briefsammlung]  
 Matthisson (Elegien, Mondscheingemälde, Adelaide)  
Claudius (Wansbeker Bote)  
 Brentano (Des Knaben Wunderhorn)  
 Uhland (Ballade)  
 Arndt  
 Börne  
Eichendorff  
 Rückert (Liebesfrühling)  
 Chamisso  
 Wilhelm Müller (Müllerlieder, Griechenlieder)  
 Heine (Buch der Lieder)  
 Platen  
 Lenau  
 Geibel  
Scheffel (Gaudeamus)  
 Baumbach (Lieder eines fahrenden Gesellen)

Anette von Droste-Hülshoff  
Mörke Du bist Orplid, mein Land.  
Hebbel  
Storm  
Fontane (Ballade)  
Conrad Ferdinand Meyer  
Marie von Ebner-Eschenbach  
Frida Schanz  
Liliencron  
Prinz Emil von Schönauich-Carolath  
Falke  
Otto Ernst  
Dehmel  
Jakobowsky  
Ewers.

## Anhang III.

### Die Bücher, die aus Hugo Flemmings Bibliothek übriggeblieben sind

- 1) Goethe – Faust I
  - 2) Das zweite Buch ist eines der vielen europäischen Märchenbücher, die ich noch 1925–30 in dem Bücherbord des Onkels gesehen und gelesen habe.  
Es heißt: „Schwedische Märchen“ von Anna Wahlenberg, Übersetzung von G. Elgérus, im Verlag von Wilhelm Heims in Leipzig 1909  
Eintragung: „Flemming Januar 14“
  - 3) Ein stark mitgenommener kleiner Band der Insel-Bücherei. Er heißt „Ein Winteridyll“ von Karl Stieler, Insel-Bücherei Nr. 195. Es ist eine kleine Sammlung von 13 Versdichtungen, die zuerst 1885 veröffentlicht wurden
  - 4) Ein viertes Buch fand ich: „Tonio Kröger“ von Thomas Mann, S. Fischer Verlag, Berlin.  
Eintragung: „Flemming IX/14 Straßburg“  
Hintern im Buch: „Flemming Ass. Arzt (1916)“
- 



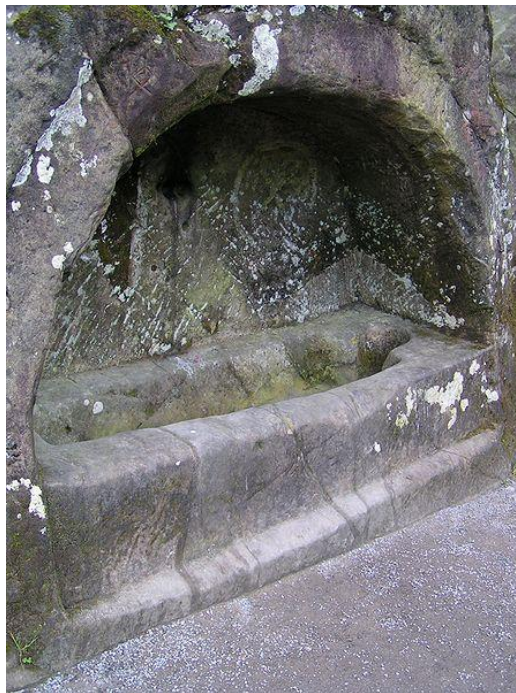
**Hugos Eintrag aus Treitschke, „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“, das er sich 1916 an die Front schicken ließ. Offenbar hat er das Buch später Karl geschenkt. Text:**

Hugo Flemming Ass Arzt 7/II. Fußa 14.  
[Badisches Fußartillerie-Regiment 14, 7. Batterie]  
vor Tahure im Juni 1916.  
s. l. [seinem lieben] Bruder Karl  
Uschlag, im Mai 1921.

## Anhang IV.

**Folgender Abschnitt gehört zum Kapitel „Ausklang“ in Alexander Kerns Text über Hugo Flemming. Diesen Schlussteil hat er aus dem Entwurf nicht übernommen:**

Welch schöner Ort, der Bärenstein! Nur ein kurzer Abstieg diese Berghöhe von der bizarren Felsgruppe der Externsteine, zu der ich nun herabstieg. Den steilen Abhang vom Bärenstein ging ich sehr gemächlich – wie es meinem Alter (60 Jahre) zukam – herunter auf einem Serpentinweg, und ich landete unten am Teichufer des Felsen I. Um den Teich wanderte ich bis zur Einmündung der Wiembeeke im Süden. Dort hat man von den Ruhebänken einen herrlichen Blick auf die große Steingruppe. Ich saß dort im Baumschatten wohl eine Stunde und las in einem Kurzgeschichtenband von Hans Fallada. Dann schlenderte ich an der Teichsüdseite bis zu den Steinen und stieg zum Sargstein herab, balancierte die



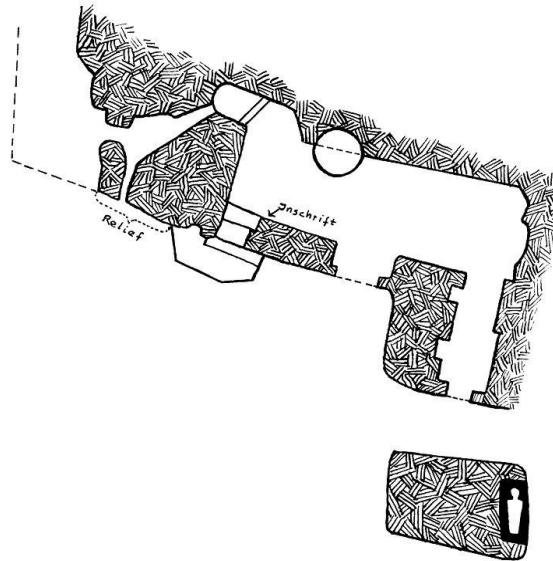
**Externsteine: Sargstein (F: St. Kühn)**

schmalen alten Stufen zum „Predigerstand“ oben auf dem Sargstein hinauf und besah mir wieder einmal das vielzitierte Steinmetzzeichen (oder die Rune?), das nicht eingemeißelt, sondern eingeschliffen ist. Das alte Zeichen liegt schräg vor dem Stand. – Als ich dastand, sah ich zufällig hoch zu den Innenhöhlen des ersten Felsens und bemerkte, daß drinnen Menschen gingen und redeten. Das war nicht selbstverständlich: Gewöhnlich sind die Höhlen seit ein paar Jahren mit Eisengittern verschlossen, weil der fleißige deutsche oder nicht-deutsche Tourist immer wieder die Wände vollschmierte und kritzelte: „Friedrich Müller aus Düsseldorf 1956“. Erhebend! Aber an den Externsteinen ist mir ja schon oft etwas Besonderes passiert, wenn ich dort war. Siehe das Zusammentreffen mit „Thusnelda“<sup>17</sup> 1969. Ich ging also gleich herauf zu dem „Eintrittskartenabreißonkel“ und fragte ihn, ob man die Felsenhöhlen besichtigen könnte. Er: „Sonst nicht, aber eben ist grade eine schwedische Studentengruppe angekommen, die

<sup>17</sup> Eine Kurzgeschichte von Alexander Kern, siehe Anhang VI.



angemeldet war. Deshalb sind die Höhlen geöffnet.“ Ich: Ob ich darein könne? Er: „Ja, solange die Schweden besichtigen!“ Nun, die Gruppe wurde geführt von drei älteren Herren – wie sich später herausstellte –, einem Geschichtslehrer, einem Geologen und einem Physiker. Es waren rund 40 junge Menschen, Jungs und Mädchen mit weißblondem Haar, vielfach. Schöne junge Menschenkinder! In der großen Höhle standen sie zwar herum, hatten aber kein Faltblatt in der der Hand, keiner gab ihnen Erklärungen, und so verstanden sie von dem allen natürlich gar nichts. Höchstens: Interessante Steine. Zwei der Lehrer sprachen gut Deutsch. Als ich an der alten Weihinschrift von 1115 gleich rechts vom Eingang stand, die ungefähr in Augenhöhe an der Nordwand eingemeißelt ist, und die Buchstaben mit dem Finger nachzog, nachtastete und sie zu entziffern suchte, wie schon früher, wurde die Schweden auf mich aufmerksam. Ob ich etwas wüßte über diese Höhlen und das merkwürdige große Bildwerk da



Grottengrundriss (Zeichnung M. Klement)

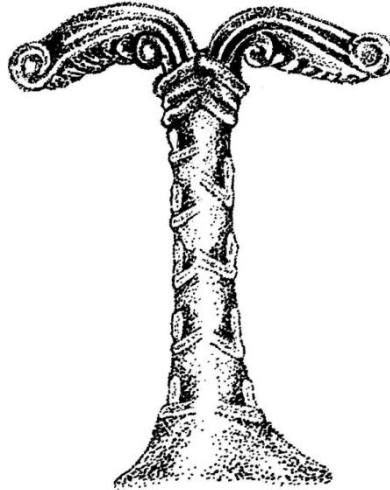
draußen an der der Felswand. Na, das war natürlich frisches Wasser auf Kerns Maul-Mühle – – ich ließ mich nicht nötigen. Über die Externsteine hatte ich sehr viel gelesen, fast das ganze Schrifttum, und ich hielt ihnen ca ½ Stunde eine Einführung, in der es nur so rauschte von Geschichtsdaten, von kunstgeschichtlichen Emblemen und religiösen Symbolen, von der Christianisierung Nordeuropas und der christlichen Kapelle hier und oben auf Felsen II, von der Wahrscheinlichkeit der Nachbildung des Heiligen Grabes in Jerusalem, der Kreuzauffindungshöhle, dem Sargstein und dann auch der ausführlichen Deutung des Reliefs, der Kreuzabnahme, mit besonderem Gewicht auf Kreuz und Weltenbaumsymbol und seinen Entsprechungen in der germanischen Mythologie. Da es Schweden waren, verbreitete ich mich über die Schilderung der Edda und darin die Weltesche Yggdrasil, die Lebensäpfel der Iduna in der Edda-Sage: Das ging ihnen glatt ein! Als ich fertig war, fragte der eine Lehrer, woher ich das alles wüßte, ob ich Professor für Kunstgeschichte sei. „Nein“, sagte ich, „ich bin Musiker.“ Ungläubige Gesichter. Das genügte ihnen schließlich

nicht. Er fragte mich weiter nach Ort und Amt. Da tischte ich ihnen den ganzen langen Titel KMD18 mit K + O19, Kirche und Stadt auf. Erstaunlich war für mich festzustellen, welchen Eindruck diese Aufzählung auf die nordischen Ausländer machte. Der Frager hatte sich vorgestellt als Dr. Kongson. Das wäre Deutsch = Königsson.

Wir diskutierten dann noch über den bei archäologischen Brandspuren häufig angewandten Libby-Test mit Kohlenstoff C14, dessen Zerfallzeit die 20.000 Jahre kaum sicher überschreiten läßt; darüber hinaus ist die Datierung mehr oder weniger Glückssache.

Dann verabschiedeten wir uns mit europäischer Höflichkeit.

Anschließend spazierte ich nach Horn, dem hübschen alten lippischen Städtchen.



**Irminsul / Yggdrasil – das  
Weltenbaumsymbol**

---

<sup>18</sup> Kirchenmusikdirektor

<sup>19</sup> K + O – Kantor und Organist (?)

## Anhang V.

### Thusnelda 69

(Ein dramatisches Essay über die Externsteine)

Sie saß mir gegenüber in der Bahn.

Sie sah aus wie Thusnelda: So stark, blond und hochbusig wie eine Walküre saß sie da mit unternehmungslustig übergeschlagenen Beinen.

Das machte aber nichts; ihr für heutige Mini-Maße sehr sitzamer Rock ging immerhin auch jetzt noch mehrere Centimeter übers Knie.


Thusnelda war überhaupt streng nordisch gekleidet, schlicht in blau und grau, handgewebt, ohne Konzessionen an zeitgenössische Extrem-Moden.

Externsteine: Kreuzabnahme (Foto: Nikater)



Am linken Revers ihres blauen Jacketts trug sie eine silberne Nadel, zweifellos ein Abzeichen, in dieser Form:



Das kam mir irgendwie bekannt vor aus den 30er-Jahren. Das Zeichen kommt im germanischen Runenalphabet vor und steht für os = o, Symbol für den Namen „Odin“ und auch für „Asen“. Man kann es auch deuten als zwei -Runen, die spiegelbildlich gegeneinander stehen. Aber vielleicht war es auch nur ein Abzeichen der Frauenschaft in der NPD. Es gibt immerhin noch genug Menschen in Deutschland, die das überkommene Erbe hochhalten. –

Thusnelda war eine schon etwas verblühte Schönheit, mehr jugendbeschleunigt als jugendbewegt



– sicher aber nicht ohne Vergangenheit.

Sie war blond, wundervoll blond, naturblond. Nur ein nicht gleich hochgesinnter Geist hätte die „Natur“ dieses Blonds in Zweifel gezogen, hätte Thusnelda chemischer Mischenschaften verdächtigt. –

Irgendwie hatte die blonde Dame ein Auge auf mich geworfen. Ich weiß nicht, womit ich ihre Aufmerksamkeit erregte. Ich bin nur 172 cm groß – die „arischen“ Männer fangen bekanntlich erst bei 180 cm an; ich bin – sozusagen – nur ein „Schrumpfergermane“. Das konnte es also nicht sein. Dann endlich merkte ich, was es war: Das Heft war es, genauer gesagt das Bild auf dem Umschlag der Broschüre, in der ich las: ein schönes großes Foto von den Externsteinen bei Horn, eine



Externsteine (Foto: Tola69)

Gesamtaufnahme, entnommen dem Grabungsbericht des Professors Andree (SS-Ahnenerbe) aus dem Jahre 1935.

Thusnelda wies auf das Bild und fragte mich: „Fahren Sie zum ersten Mal zu den Steinen?“

Ego: „O nein, die habe ich schon mehrfach besucht.“

Thusnelda: „Was halten Sie denn von der ganzen Sache?“

Ego: „Eine sehr schöne Landschaft mit höchst interessanten Felsengruppen; be-

sonders beachtenswert ist das wunderbare Felsrelief mit der Darstellung der Kreuzabnahme Christi aus dem Mittelalter.“

Thusnelda: „Ist das Alles?“



Ego: „Nun, da gibt es noch die beiden gegensätzlichen Ansichten über die Bedeutung der Steine als Kultstätte: den vorchristlichen, germanischen und den christlich-mittelalterlichen Aspekt.“

Thusnelda: „Von wem ist denn die Schrift, in der Sie da lesen?“

Ich zeigte ihr den Titel.

Thusnelda: „Ach so, von dem Kittel! Was halten Sie davon? Was halten Sie von dem??“

Ego: „Meine Erachtens sagt Dr. Kittel hier ganz objektiv, daß die christlichen Elemente an dieser Steingruppe sich handfest nachweisen lassen (Kreuzabnahme, Sargstein, Kreuzkapelle), daß dagegen die frühgermanischen bisher nur Theorie sind, für die keine Beweise erbracht werden konnten, so fantasievoll sie auch von verschiedenen Autoren ausgemalt wurden.“

Thusnelda: „Nun hören Sie mal! Sie müsse unsere Leute lesen! Kennen Sie die Schriften von Motz, Kummer, Wirth und Teudt?“

Ego: „Sicher, die habe ich alle gelesen, genau so wie die Gegenschriften von Fuchs, Focke und Flaskamp. Aber was kann denn der bedeutendste unter den von Ihnen genannten Schriftstellern – Teudt – als Beweis für seine These eines

altgermanischen Lichtdienstes anführen? Es gibt doch dafür keinerlei Entsprechungen und Beweise in der Archäologie der germanischen Frühzeit; und Teudts Beispiel eines babylonischen Schattenwerfers ist doch an den Haaren herbeigezogen!“

Thusnelda: „Aber diese Kultstätte ist doch schon 10.000 Jahre alt, viel älter als alles Römische und Christliche.“

Ego: „Mit Ihren 10.000 Jahren sind Sie aber wesentlich bescheidener als beispielsweise Langewiesche, der von einem 200.000 Jahre alten Mythos und Kult an den Steinen spricht, also aus der Zeit am Ende der 2. Eiszeit. Kennen Sie übrigens die Schriften von Langewiesche?“

Thusnelda: „Natürlich, mein Mann beschäftigt sich ja so viel mit der Geschichtswissenschaft; er hat sich schon mal mit Langewiesche über die Steine unterhalten. In diesen Sachen ist



ERICH KITTEL

DIE EXTERNSTEINE

mein Mann ganz groß! Er hat auch noch alle die guten alten Bücher und Zeitschriften von damals, ganze Sammelbände voll; schon vor 1933 hat er die gesammelt, vor allem auch die Schriften von der Frau Dr. Mathilde Ludendorff, der Frau des großen Feldherren. Das war eine Frau! Z.B. die Zeitschrift ‚Am Quell‘: diese Jahrgänge hat mein Mann alle.“

Ego: „Sie meinen ‚Am heiligen Quell Deutscher Kraft‘, denn so hieß der Titel dieser Zeitschrift doch ursprünglich. Sie konnte auch nach 1945 erstaunlicherweise noch jahrelang erscheinen. Aber da ließ Mathilde Ludendorff das ‚heilig‘ und die ‚Deutsche Kraft‘ weg, denn damit war es ja nicht mehr weit her.“

Thusnelda: „Aber Frau Dr. Ludendorff hat doch alles vorausgesagt, alles über Deutschlands Aufstieg und das großdeutsche Reich.“

Ego: „Gewiß, aber was danach kam, den Untergang hat sie auch nicht geahnt; und 1961 wurde ihr Blatt dann als ‚verfassungsfeindlich‘ erklärt und verboten!“



Thusnelda: „Na ja, aber was macht das? Es gibt ja doch jetzt genügend andere Blätter, in denen unsere Leute schreiben.“

– Pause –

Thusnelda: „Da fällt mir grade eine amüsante Geschichte ein. Ich blätterte vor einiger Zeit in den alten Zeitungsjahrgängen meines Mannes und fand darin folgende Frage: Was ist der Unterschied zwischen einem Missionar und dem ‚Schwarzen Korps‘? (Sie wissen, das war damals die SS-Zeitung.)“

Ego: „Ja, ich weiß!“

Thusnelda: „Die Antwort lautete: Der Missionar macht die Wilden fromm und das S.K. macht die Frommen wild. Witzige Pointe, nicht?!“

Ego: „Sehr witzig formuliert, bestimmt; besonders wenn man bedenkt, daß die hier gemeinten ‚Frommen‘ damals vielfach Rede- und Schreibverbot hatten. Da war es für das ‚Schwarze Korps‘ leicht zu spotten, eine Entgegnung brauchte man sowieso nicht zu fürchten. – Sie sehen aber an dem Beispiel von Mathilde Ludendorff, daß es dann auch einmal ganz anders kommen kann: Plötzlich wird man aus der prächtigen literarischen Stellung

herausgeworfen und als verfassungsfeindlich erklärt; und das zu wissen ist dann wieder beruhigend für die sogenannten ‚Frommen‘. – Übrigens will ich hier auch eine kleine Geschichte beisteuern: In ihrer Glanzzeit, um 1937, ist Mathilde Ludendorff mal eine böse Panne passiert. Im ‚Heiligen Quell‘ wollte sie beweisen, daß man aus der hebräischen Schrift alles herauslesen könnte, was man wollte – denn diese Schrift bestehe nur aus Konsonanten, denen man jede gewünschte Deutung geben könne. Um das zu beweisen, druckte Mathilde Ludendorff in ihrer Zeitschrift einen Abschnitt aus dem Alten Testament in hebräischen Buchstaben (ohne Vokalzeichen) ab und stellte dem eine Gruppe deutscher Konsonanten gegenüber, die – da die Vokale fehlten – natürlich sinnlos waren. Mathilde vergaß dabei nur, daß in der hebräischen Sprache bestimmte Worte und Wortzusammenhänge schon allein an bestimmten Konsonantengruppen (den



**Mathilde Ludendorff, „die Urgroßmutter des deutschen Antisemitismus“ (Der Spiegel)**

Radikalen oder Wurzelkonsonanten) erkennbar sind. – Stellen Sie sich vor: Kommt doch die neue Nummer des ‚Heiligen Quell‘ heraus, und da steht der hebräische Text verkehrt herum, steht auf dem Kopf! Und keiner der Korrektoren hat das gemerkt, nicht mal Mathilde selbst. Peinlich! Die gehässigen Sachverständigen der Kirchen sagten nun natürlich: Mathilde Ludendorff kann nicht einmal hebräische Schrift lesen, aber in der Kritik an den jüdischen Schriften ist sie groß!“

Thusnelda: „Ach, diese alte Geschichte kenne ich längst! Aber das ist doch alles Unsinn: Der Setzer hat das damals verpatzt, das weiß ich ganz genau!“

Ego: „Sehen Sie, wie gut, daß wir uns mal getroffen haben. Natürlich, das ist die Lösung: Der Setzer konnte auch kein Hebräisch lesen!“

– Pause –

Thusnelda: „Sie sprachen vorhin von Langewiesche. Mein Mann und ich kennen ihn gut: ein großartiger Mann! Welch genialer kulturgeschichtlicher Weitblick, weit erhaben über diese kleinen Schreiberlinge wie Weerth und Kittel mit ihrem lächerlichen Faltblatt von den ‚christlichen‘ Externsteinen. Die haben ja keine Ahnung, was alles dahinter steckt!“ (Thusnelda rückt mir merklich näher und flüstert.) „Wissen Sie zum Beispiel, wer Jesus war??“

Ego: „?“

Thusnelda: „Ich will es Ihnen sagen: Jesus war Siegfried! Das Christentum ist schon durch den Siegfried-Mythos überholt. Aber das will in Deutschland heute keiner mehr wahrhaben. Der ganze christliche Kram an den Externsteinen ist doch bloß eine Tünche der römischen Kirche, der Schwarzen. Das entscheidend Wahre daran ist das altgermanische Heiligtum, zu vergleichen nur mit den Kultstätten in Delphi und Dodone in Griechenland. Ehrfurcht vor dem alten Volksheligtum an den Steinen, das sollte man der deutschen Jugend heute beibringen. Wir haben grade an den Externsteinen unsere Sonnwendfeier gehalten.“

– Pause –

Thusnelda: „Hören Sie übrigens den Sender Peking?“

(Ich war ehrlich erstaunt über diesen Gedankensprung.)

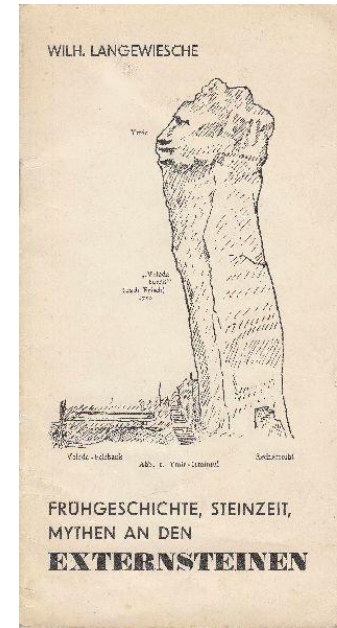
Ego: „Wieso, nein!“

Thusnelda: „Das sollten Sie aber tun! Sehen Sie mal: 8000 Jahre alte Kultur vor der Zeitwende ...“

Ego: „8000 Jahre?“

„... unbeeinflusst (?) vom Christentum und so, das haben die Chinesen aufzuweisen. Uns Deutschen gegenüber ist China sehr freundlich gesinnt. Niemals haben Mao und seine Leute die Deutschen im Radio beschimpft wegen ihrer Ansprüche, so wie es die slawischen Sender jeden Tag tun. Glauben Sie mir: Bei den Chinesen finden wir Rückhalt. Die werden uns eines Tages mal helfen, mit den ‚Anderen‘ hier im Westen fertigzuwerden.“

Ego: „Welche ‚Anderen‘ meinen Sie denn?“





Thusnelda: „Nun, Sie wissen doch, die 300, die die Welt beherrschen!“

(Ich dachte: Aha, Mathilde Ludendorff, ich höre dich im Nebenzimmer trabsen!)

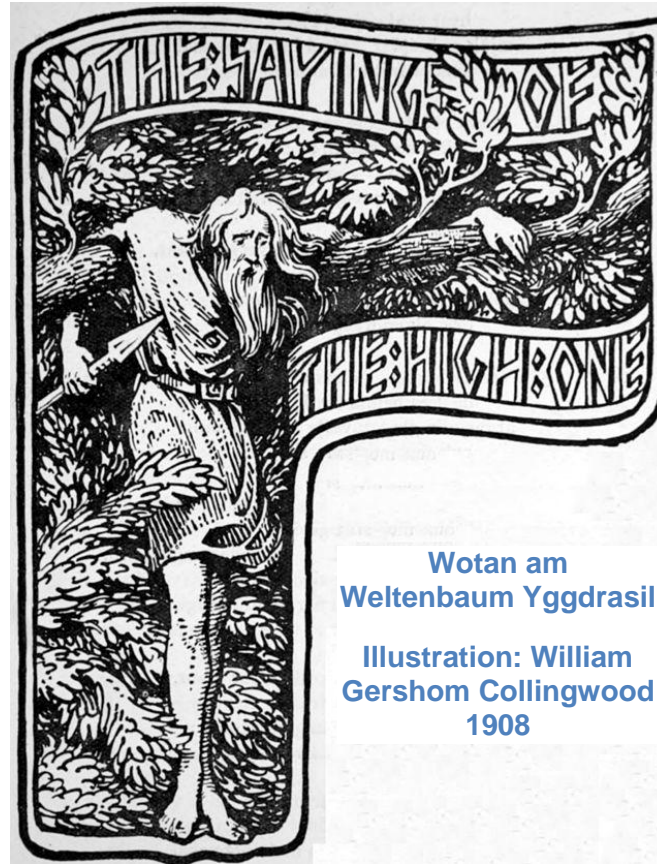
Thusnelda: „Diese Andern, die ‚Glockenbecherleute‘, gilt es zu bekämpfen; wir gehören ja zu den ‚Bandkeramikleuten‘.

(Welch ein Tohuwabohu von Begriffen!)

Ego: „Haben Sie denn in Bezug auf Mao und die Zusammenarbeit mit China keine rassistischen Bedenken?“

Thusnelda: „Wieso, wenn wir mit Maos Hilfe die Glockenbecherleute loswerden? Und sagen Sie mal ehrlich: Wer hat denn mehr für die Menschheit getan, Jesus oder Mao?“

Ego: „Wollen Sie wirklich den Stifter der christlichen Religion Jesus mit dem



Politiker Mao vergleichen? Das sind doch zwei ganz verschiedene Geisteswelten!“

– Pause – (Der Zug hält, neue Fahrgäste steigen ein.)

Ego: „Sie sagten vorhin: Siegfried sei Jesus – sozusagen in neuer Auflage.“

Thusnelda: „Ja, das stimmt! Sie kennen doch das Felsenbild am Felsen 3 (nicht das Relief!) der Externsteine, an dem deutlich der gekreuzigte Jesus hängt, sogar das Wundmal in der rechten Brustseite (von dem Speer, wissen Sie) ist da zu sehen.“

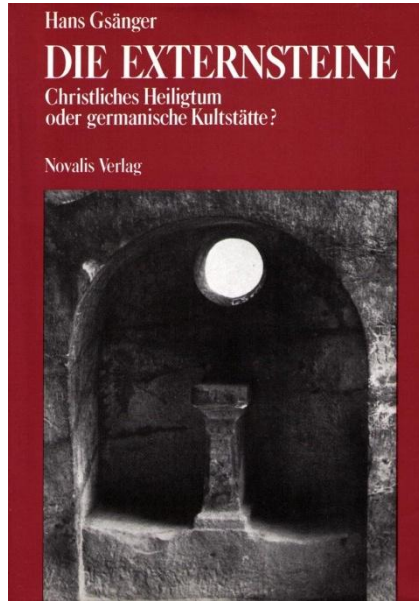
Ego: „Moment! Dieses Felsgebilde, in dem man bei einiger Fantasie einen hängenden Körper entdecken kann, befindet sich am Felsen 4; es ist eine reine Naturform und zeigt keinerlei Bearbeitung durch Menschenhand. Ihr Gewährsmann Langewiesche und auch

Gsänger deuten diese Form als Wotan oder Prometheus – nach der Erzählung in der Edda, daß Odin-Wotan neun Nächte am Weltenbaum Yggdrasil hing, den Speer in der Brust. Übrigens hat diese Sage auch ihren besonderen Niederschlag gefunden in bestimmten Ritualmorden der alten Germanen: Damals wurden in den heiligen Hainen Gefangene an Bäumen aufgehängt zu Ehren Wotans – Menschenopfer also! Das ist quellenmäßig belegt. Welch ein Abstand zum Christentum! – An den Externsteinen kann mit dem Steinbild am Felsen 4 auf keinen Fall Jesus gemeint sein. Die Gestalt Christi erscheint erst in der Kreuzabnahme im 12. Jahrhundert an den Steinen in dem Relief, im Zusammenhang mit der Nachbildung des Heiligen Grabes in Jerusalem.“

Thusnelda: (weiß keine Antwort und schweigt.)

– Pause –

Thusnelda: „Sie kennen doch Spanuth, den Mann mit Atlantis bei Helgoland?“



Ego: „Ja, seine Theorie über die Lage der Basileia, der Königsburg von Atlantis auf oder bei Helgoland ist mir bekannt. Aber ich glaube nicht, daß sie sich halten läßt, denn am Steingrund, 8 km vom Helgolandfelsen, hat man keinerlei Spuren eines Burgwalles oder Palastruinen gefunden, die Spanuth dort vermutete.“

Thusnelda: „Ganz falsch! Kennen sie denn nicht das neueste Buch von Spanuth, vor 1–2 Jahren erschienen? Der hat doch Taucher von der Bundeswehr – – also von der Bundesmarine nach Helgoland geholt. Die sind da runtergetaucht und haben tatsächlich dort Burgwälle gefunden, mit großen Steinplatten belegt. Die haben auch alles fotografiert.“ (Thusnelda hat sicher das Buch von

Spanuth ganz falsch verstanden, ein weiterer Band ist meines Wissens nie erschienen.)

Ego: „Von diesen neuen Funden ist mir nichts bekannt.“

Thusnelda: „Ist aber Tatsache! Spanuth beweist damit, daß Atlantis bei Helgoland lag. Das paßt genau zu der Auffassung von Langewiesche und Gsänger, daß die Heimat des Urmythos

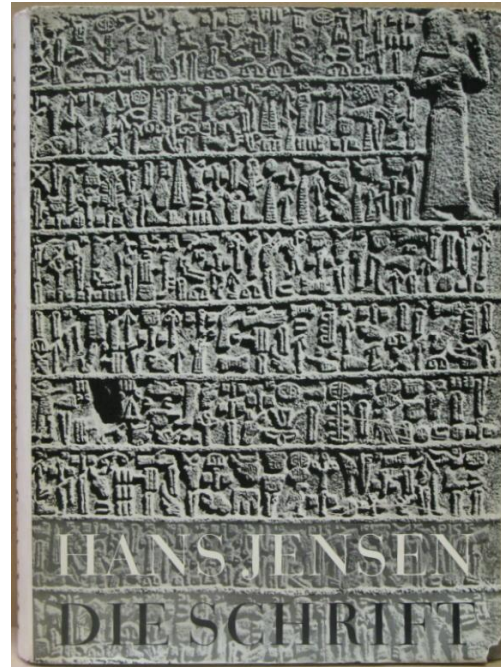
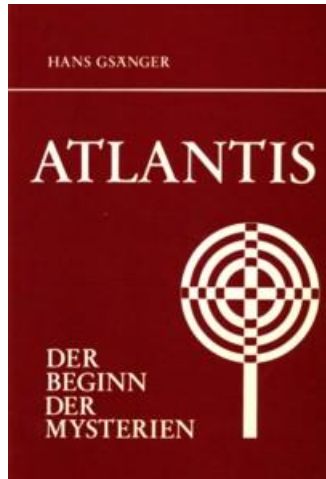
der ganzen Erde in Deutschland, in Mitteleuropa zu suchen ist. Der Ausgangspunkt jeglicher Kultur unserer Welt lag also im Bereich der Externsteine. Die Edda ist hier entstanden und jede weitere Kultur, sei es in Mesopotamien, Ägypten, Peru oder Mexico – sie alle sind nur sekundäre Ausstrahlungen unserer Externstein-Kultur.“

Ego: „Nach Ihrer Ansicht würde sich damit das deutsche Dichterwort bestätigen:– und es wird am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen?““

Thusnelda: „Ja, das meine ich!“

Ego: „Dieses anmaßende und gefährliche Wort hat uns aber in der Welt viele Feinde gemacht!“

Thusnelda: „Ach, die andern Völker sind ja nur neidisch, weil sie nur sekundäre Kulturträger sind. – Glauben Sie denn, die Russen und Amerikaner wären schon so weit mit der Raumfahrt, wenn sie nicht 1945 deutsche Raketenspezialisten wie von Braun, Oberth und viele andere



ins Ausland verschleppt hätten, damit diese für Ost und West arbeiteten? Was haben diese Völker vorher geschafft?“

Ego: „Nun, zum Beispiel die Atombombe.“

Thusnelda: „Ja, auf der Grundlage der Kernspaltung von Hahn!“

Ego: „Sie glauben also wirklich, daß ohne die Deutschen die Kultur der Welt noch weit zurück wäre?“

Thusnelda: „Das meinen alle unsere führenden Männer.“

Ego: „Eine umfassende, große Kultur ist doch wohl nur möglich, wenn eine Sprache und vor allem eine Schrift vorhanden ist. Woher hat die germanische Frühkultur – Ihrer Meinung nach – ihre Schrift?“

Thusnelda: „Nun, das weiß doch jeder! Prof. Wirth hat das ganz klar erkannt: Aus dem Sonnenrad entwickelten sich die ältesten Schriftzeichen, die Runen.“

Ego: „Da muß ein Irrtum vorliegen: Die Sprachforscher der ganzen Welt sind sich darüber einig, daß die früheste Schrift im Lande Sumer entstanden ist, vor dort nach Akkad, Ur und Babylon wanderte, als Keilschrift Jahrhunderte Verkehrsschrift war und ausstrahlte nach Ägypten, ins Land der Hethiter, Phönizier und Semiten. Eine eigentliche Buchstabenschrift wurde zuerst in Ugarit und Biblos entwickelt. Diese Schrift ging über das Hebräische ins Altgriechische und Lateinische. Die Etrusker, ein Volksstamm, der wahrscheinlich aus Kleinasien nach Italien kam, brachte noch die phönizische Schreibweise (von rechts nach links) mit, verwendete aber schon lateinische Buchstaben. Gerade die etruskischen Buchstaben nun haben genaue Entsprechungen in ganz frühen Runenschriften der Rätoromanen in den Ostalpen und in Ungarn. In diesen Schriften haben wir praktisch schon das ganze Runenalphabet vor uns, das erst Jahrhunderte später in Skandinavien und Island auftaucht. Es ergibt sich aus dieser



vielfach bestätigten Entwicklungsreihe, daß die germanischer Runen eine logische Weiterentwicklung des phönizischen Alphabetes sind, deren einzelne Phasen sich nachweisen lassen. Also ist eine semitische Buchstabenreihe die Urform der nordischen Runen.“

Thusnelda (aufgebracht): „Und das glauben Sie?? So einen horrenden Unsinn kann nur die römische Kirche aufgebracht haben, die ja sowieso mit den Juden durch das alte Testament eng liiert ist.“

Ego: „Aber dieser ‚Unsinn‘, wie Sie es nennen, ist unabhängig von jeder Konfession von allen Sprachwissenschaftlern bestätigt. Ich nenne nur die Professoren Jensen, Gelb und Paret.“

– Pause –

Thusnelda: „Das glaube ich nie!“ –

Ego: „Sie sagten vorhin: Christus sei Siegfried – also ist auch Siegfried = Christus. Nun entsteht aber doch eine Schwierigkeit dadurch, daß Jesus nach der Bibel ein Jude war, Siegfried sich



aber als Inkarnation arischen Blutes darstellt. Das hat vor 30 Jahren doch zu erheblichen rassistischen Auseinandersetzungen geführt. Denken Sie mal an die Deutschen Christen, Hossenfelder und die Sportpalastkundgebung.“

Thusnelda: „Aber das hat der Rosenberg in seinem Buch – wie hieß es doch gleich – ‚Mystik der Deutschen‘ oder so, da hat er längst bewiesen, daß Jesus gar kein Jude war.“

Ego: „Sie meinen sicher sein Buch ‚Der Mythos des 20. Jahrhunderts‘.“

Thusnelda: „Ja, so hieß es.“



Ego: „Aber wie hat er das bewiesen?“

Thusnelda: „Jesus war arischer Abstammung. Er stammte aus Galiläa; da saß eine Volksgruppe, die hatte rassistisch mit den Juden Israels nicht das Geringste gemeinsam.“

### Nazi-Ideologe Alfred Rosenberg

(Foto: Bundesarchiv, Bild 146-2005-0168 / Heinrich Hoffmann / CC-BY-SA)

Ego: „Das widerspricht aber doch der Bibelüberlieferung. Rosenberg hat die Behauptung: ‚Jesus, der Arier‘ auch nur übernommen von dem englischen Schriftsteller H. St. Chamberlain, dem Freunde des Hauses Wagner in Bayreuth – und zwar aus dessen Werk: ‚Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts‘. Leider vergaß Rosenberg im ‚Mythos‘ nur seine Quelle anzugeben. Die Behauptung wurde aber durch seine Übernahme nicht wahrer. Allerdings hat Rosenberg alles neu, wirklich vollkommen neu formuliert. Das war wohl überhaupt die Stärke seines Buches.“

Thusnelda (geht taktvoll darüber hinweg): „Ach, was sollen wir uns bei diesen Sachen aufhalten. Das Wesentliche an den Externsteinen sind ja nicht die christlichen Dinge, sondern die viele tausend Jahre ältere germanische Kultstätte.“

Ego: „Für die es allerdings keine Beweise gibt.“

Thusnelda: „Das Christentum ist für uns heute nur noch eine überholte Episode! Der Kulturreferent unseres Gebietes hat auf dem letzten Schulungsa – – also, der hat in einer Rede neulich ganz klar bewiesen, daß Karl, der Franke, das berühmte germanische Heiligtum der Externsteine mit der Irminsul zerstört hat. Karl ließ dort eine christliche Kapelle errichten und das

Christusbild, das Relief, das heute noch da ist, in die Felswand meißeln, um die – seiner Meinung nach – verhassten heidnischen Geister des Ortes zu bannen.“

Ego: „Das wäre, Ihrer Meinung nach, dann wohl im Jahre 772 nach Christus gewesen?“

Thusnelda: „Ja, natürlich, bei diesem Kriegszug gegen die Sachsen.“



Ego: „Nun ist aber durch die Inschrift in der Grotte (von 1115) und durch die Formen des Reliefs bestätigt, daß das Bildwerk der Kreuzabnahme frühestens um 1100 anzusetzen ist. Demnach kann es nicht aus der Zeit Karls des Franken stammen!“

Thusnelda: „Wie meinen Sie das? Wollen Sie etwa behaupten, unser Kulturreferent

**Karl der Große – war er der „Sachsenschlächter“?**

belügt uns?? Der weiß mehr als andere Wissenschaftler!“

Ego: „Verstehen Sie mich richtig: Sie müssen ihn einfach falsch verstanden haben. Sicher kann niemand Ihrem Referenten vorwerfen, daß er die neuesten Ergebnisse der Forschung ignoriert.“

Thusnelda: „Hören Sie mal! Ich habe so das Gefühl, als ob Sie auf Seiten der kirchlichen Kreise – wie Fuchs und Flaskamp – stehen, denen überhaupt jegliches Gespür abgeht für unsere erhabene germanische Glaubenswelt.“

Ego: „Ihr Gefühl ist richtig!“

Thusnelda: „Karl, der Sachsenschlächter, stand auch auf Seiten der Römlinge, die uns noch heute das urgermanische Heiligtum der Externsteine vermiesen wollen. Aber da haben die ‚Schwarzen‘ kein Glück, sage ich Ihnen, nicht bei uns! Mögen die weniger gebildeten Schichten des Volkes den sogenannten ‚historischen‘ Argumenten Glauben schenken: Wir Eingeweihten wissen, was wir an unsern Externsteinen haben: Unser wichtigstes Heiligtum altgermanischer Zeit; und deshalb schenken wir unsern Leuten wie Wirth und Teudt, Motz und

Kummer mehr Glauben als den schwarzgefärbten kirchlichen Historikern und den ‚objektiven‘ Archäologen.“

Ego: „Ihre Meinung hat immerhin das für sich, daß sie eindeutig nach einer Seite hin ausgerichtet ist –“

In diesem Augenblick lief der Zug in eine Station ein. Thusnelda fuhr hoch: Es war ihre Endstation.

Gerade wollte ich mich zu einem „Sieg-Heil“-Gruß aufraffen – – aber sie war schon ausgestiegen, und so unterblieb meine höfliche Geste.

Auf dem Bahnsteig sah ich Thusnelda davonschreiten: Hochaufgerichtet, stolz, blond und aufgeblasen teilte sie die Menge der minderen Mitmenschen.

Während ich Thusnelda nachschaute, dachte ich darüber nach, in welche Kategorie ich dieses Wesen wohl einordnen könnte. Es kämen möglicherweise drei Hauptkategorien in Frage:

#### Kategorie I. Anthropologie

Prototyp der Praehominiden (Vormenschen)

Gattung: Homo non semper sapiens (Der nicht immer weise Mensch)

Spezies: immerhin stark arrivierter Neandertaler  
(Wie bitte? Das ist gar nicht so abwegig: Thusnelda hatte im Gespräch erwähnt, daß sie aus Düsseldorf stammte.)

Stichwort: Felsen und Steine werden als heilig erklärt und als Götter verehrt.

#### Kategorie II. Zoologie

Vielleicht gehörte Thusnelda in die Kategorie der reinen Zoologie?

Gattung: Homo animaliter vivens (Der wilde lebende Mensch)

Spezies: Verkörperung eines Spitzenproduktes des von Heinrich Himmler in den 30er-Jahren begründeten Unternehmens genannt: „Lebensborn“; Der Wunschtraum dieser Institution war die Züchtung einer blonden Bestie arischen Blutes, der es vorbehalten sein sollte, die Menschheit der Erde zu beherrschen.

Stichwort: Es ist unter der Würde eines Herrenmenschen, sich mit „Untermenschen“ zu befassen; notfalls liquidiert man sie einfach.

#### Kategorie III. Geologie

(Sollte Thusnelda sogar im Gebiet der Gesteinskunde ansässig sein?) Gattung: Homo = corona stultitiae (Der Mensch = die Krone der Dummheit)

Spezies : Petrefaktum aus dem 3. Reich

(Vielleicht verkörperte Thusnelda eine Versteinerung der Maxime des 1000-jährigen Reiches, indem sie kosquent

jede geschichtliche und geistige Entwicklung seit 1945 leugnete?)

Stichwort: Das Germanentum war und ist allen anderen Völkern weit überlegen, ist der eigentliche Ursprung jeglicher Kultur auf Erden.

Im Moment konnte ich mich nicht entscheiden, in welche dieser Kategorien ich Thusnelda einordnen sollte. Wahrscheinlich erfüllten Elemente aller drei Sparten ihre Brust. Nur – was die Kategorie II., die rein zoologisch-animalische anbelangt – mußte, um anatomisch exakt zu bleiben, der Sitz des Instinktes in der Brust meiner Germanin mindestens um gute 20 cm nach vorn verlegt werden – – wie ich bei meinem umfangreichen Anschauungsunterricht während der Bahnfahrt feststellen konnte.

Eine endgültige Klassifizierung Thusneldens behielt ich mir vor.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder den Fragen der Externsteinforschung und den Ergebnissen der sogenannten „objektiven“ Historiker zu.

Nach einer Fahrt von Bad Salzufflen zu den Externsteinen im Juli 1969.

Alexander Kern



Alexander Kern  
1969



## Anhang VI.

### Brief von Elisabeth Schedukat an ihren Bruder Alexander Kern:

Itzehoe d. 4. I. 84

Lieber Zander! Auch ich grüße Dich ganz herzlich, Gottes Segen! Was auch immer kommt: „Es kann mir nichts geschehen, als was er hat ersehen ...!“ Dank für Deinen Weihnachtsbrief – Ja, ich weiß auch noch mancherlei aus der Zeit mit Onkel Hugo. Wir durften ja alle profitieren von seinem außergewöhnlichen botanischen Kenntnissen. So ist mir noch lebhaft in Erinnerung, als er mit Ilse Mähl (Wilhelmstr.) u. mir barfuß einen Ausflug machte im Winseldorfer



Kanal (Oesau) u. uns Pflanzen u. Getier zeigte. Onkel Hugo war wohl der Begabteste von den Geschwistern. Und das Morphium brach ihm das „Genick“. Erst jetzt können wir erahnen, was Großmutter und Mutter an Leid in den Jahren durchmachten.

Grüß Maria lieb, auch Christoph u. Liisa.

Herzlichst, Deine Leusch